



Wertschöpfung durch Wertschätzung

1 Mehr Wertschätzung gewünscht!

Liebe Kolleginnen und Kollegen, liebe Schwestern und Brüder,

»Wir wünschen uns mehr Wertschätzung in unserer Kirche!« Das war eine unüberhörbare Stimmung in einer Pfarrkonferenz, zu der ich als Referent eingeladen war. Das hat mich etwas überrascht. Ich kenne diese Stimmung aus anderen Landeskirchen. Aber woher rührt sie in Bayern? Auf meine genauere Nachfrage hin nannten die Kolleginnen und Kollegen eine Reihe von Punkten, die ich im Folgenden aufgreifen und etwas näher betrachten möchte. Sie wollen unsere Kirche nicht schlecht reden, sondern sensibler dafür machen, welche Signale Kirchenleitung und Verwaltung aussenden, wenn sie diese oder jene Beschlüsse fassen, Briefe schreiben, Anträge behandeln oder liegen lassen und zustehende Zahlungen nicht vornehmen oder verzögern.

a) Bearbeitungstau bei der Beihilfe

Ich beginne mit einem Punkt, der mich seit Jahren beschäftigt und der jedes Jahr mindestens einmal auf der Tagesordnung der gemeinsamen Besprechungen der Pfarrerkommission mit Vertreterinnen und Vertretern des Landeskirchenamtes steht: Die Beihilfe. In den letzten Wochen kamen fast täglich mehrere Anrufe oder E-Mails mit der Bitte um Vermittlung, weil die Beihilfestelle zum Teil auch nach sieben Wochen die Anträge noch nicht bearbeitet hatte und oft 1500 € und mehr Beihil-

feleistungen für diese Zeit vorgestreckt werden mussten.

Die Kolleginnen und Kollegen machen den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Beihilfestelle dabei keinerlei Vorwürfe. Sie berichten in der Regel von einem freundlichen Umgangston bei Anrufen. In den Gesprächen wird schnell deutlich, dass die Beihilfestelle unterbesetzt ist, um alle eingehenden Anträge zeitnah bearbeiten zu können. Wenn dann noch eine Mitarbeiterin länger krank wird, ist ein Bearbeitungsstau nicht mehr zu verhindern.

In § 76 Pfarrbesoldungsgesetz ist eindeutig geregelt, dass »Empfänger von Dienst-, Anwärter-, Versorgungs- und Wartestandsbezügen ... Beihilfen in Krankheits-, Geburts- und Todesfällen sowie in besonderen Notfällen nach einer Verordnung« erhalten. Beihilfe ist also keine freiwillige Leistung der Landeskirche, sondern Bestandteil der Besoldung und Versorgung. Es ist eigentlich selbstverständlich, dass im Rahmen der Fürsorgepflicht unserer Kirche eine zeitnahe Erstattung der Beihilfeleistungen erwartet werden kann. Aber es gelingt nicht, wie die alltäglichen Erfahrungen zeigen.

Wir fordern deshalb den Landeskirchenrat auf, hier dringend Abhilfe zu schaffen und zusätzliches Personal einzustellen! Wir werden umgehend einen Antrag auf Stellenausweitung an den Landeskirchenrat über die Leiterin des Landeskirchenamtes, OKRin Dr. Karla Sichelschmidt, stellen. Die Geduld ist am Ende! Von Wertschätzung der in der Beihilfestelle tätigen Mitarbeiterinnen

Inhalt

■ Artikel

Klaus Weber,
Wertschöpfung durch Wertschätzung 81

Aois Schwarz,
Tunis im Frühling 2013 91

Dr. Volker Schoßwald,
Che Guevara würde 85 92

Martin Ost,
Liebe Leserin, lieber Leser 98

■ update

Dr. Walter Sparr,
Christologie und Christusbilder 87

■ Aussprache

Hartmut Preß,
Päpste allerorten,
auch für Torten 93

Gerhard Nörr,
Was mir auf der Seele brennt 93

Tilman Steinert,
Hey Papa! 95

Andreas Werner,
Tiefe und Ästhetik 96

Dieter Helbig,
Senkrecht-von-Oben-Theologie 97

■ Bericht

Uwe Ahrens,
Von der ACREDO zur EKK 97

■ Ankündigungen

99

und Mitarbeiter, die sich engagiert einsetzen und unberechtigt in der Kritik stehen und von Wertschätzung derer, denen finanzielle Leistungen zeitnah zustehen, ist an dieser Stelle wenig zu spüren.

b) Verzögerte Berücksichtigung von Stellenausweitungen bei der Gehaltszahlung

Es fällt mir schwer, ein zweites Mal vom Geld zu reden, weil ich unsere Landeskirche nach wie vor für eine verlässliche Arbeitgeberin halte. Eigentlich sollte durch die Arbeit des neu gegründeten Personalservicezentrums alles viel einfacher und geordneter und natürlich auch schneller ablaufen. Alle, die den Dienst in der Landeskirche beginnen, werden dort bis zu ihrem Ausscheiden zentral erfasst, jede Stellen- und Statusänderung auch besoldungsmäßig berücksichtigt und alle nötigen Angaben für den Vollzug an die zuständige Stelle weitergeleitet. Nun klagen aber immer mehr Kolleginnen und Kollegen darüber, dass ihre Stellenausweitung oder der zusätzlich erteilte Religionsunterricht auch nach einem halben Jahr noch nicht bei der Gehaltsabrechnung berücksichtigt ist.

Ich habe in einigen Fällen durch eine persönliche Kontaktaufnahme mit dem zuständigen Referenten erreichen können, dass die Zahlungen, verspätet, aber dann doch kurzfristig durchgeführt wurden. Man sagte mir auch zu, dass in Zukunft solchen Fällen mehr Aufmerksamkeit gewidmet würde.

Damit war und ist aber noch nicht das generelle Problem gelöst. Man verweist von Seiten der Verwaltung immer wieder auf die Anlaufschwierigkeiten des Personalservicezentrums und auch auf Schwierigkeiten bei der Umstellung auf das neue Verwaltungssystem SAP. Gerade letzteres hat viele Mitarbeitende kräftemäßig schon bei den Vorarbeiten zur Umstellung lange Zeit gebunden und beschäftigt weiterhin einen Stab bei der Fehlerbehebung und Nachbesserung. Auch wenn die Vorteile von SAP für einen Außenstehenden noch nicht richtig erkennbar sind, eines ist jetzt schon deutlich geworden: SAP verschlingt immer mehr Geld und irgendwann hört dann das Verständnis auf.

c) Verunsichernde Angaben bei Stellenausschreibungen

Ich habe im letzten Jahr darüber berichtet, dass es immer wieder Schwierigkeiten bei einem Stellenwechsel im

Zusammenhang mit dem Pfarrhaus gibt. Das Pfarrhaus, das die Kolleginnen und Kollegen in der neuen Gemeinde vorfinden, entspricht nicht der ursprünglichen Ausschreibung oder das Pfarrhaus ist bei Amtsantritt noch nicht bezugsfertig, obwohl im Vorfeld nie von Verzögerungen die Rede war. Ich habe in meinem letzten Bericht und in den Beratungen in der Pfarrerkommission dringend eingefordert, dass in Zukunft bessere Absprachen zwischen Abteilung F (Personal), die für die Ausschreibungen und Besetzungen zuständig ist und Abteilung E (Gemeinden und Kirchensteuer), die für die Pfarrhäuser verantwortlich ist, getroffen und die Verfahrensabläufe bei der Instandsetzung der Pfarrhäuser besser koordiniert werden müssen. Bereits im September 2011 hatte OKR Dr. Hübner an alle Dekanate, Verwaltungseinrichtungen und Pfarrämter ein Rundschreiben mit Hinweisen geschickt, wie Beschleunigungspotentiale erzielt werden können, um Pfarrhaus-instandsetzungen schneller durchzuführen. Nun ist uns aufgefallen, dass erstmals im Amtsblatt 3/2013 in den Stellenausschreibungen bei der Beschreibung des Pfarrhauses der Zusatz angefügt ist: »Derzeitiger Stand, vorbehaltlich Ergebnis Baufallschätzung.« Ist dies ein Eingeständnis, dass die geplanten Beschleunigungspotentiale doch nicht greifen? Oder will man sich vor den Beschwerden der Pfarrerrinnen und Pfarrer schützen, die bei Stellenantritt immer noch eine Baustelle und kein Haus zum Wohnen für die Familie vorfinden? Eine Ermutigung zu einer Bewerbung ist dies jedenfalls nicht. Wir werden mit unserer Forderung nicht nachlassen, Verfahrensabläufe zu verbessern und Beschleunigungspotentiale umzusetzen.

d) Frustrierende Gefühle beim Verfahren des »Regelmäßigen Stellenwechsels«

Ich glaube, dass sich Landeskirchenrat und Landessynode im Vorfeld des Beschlusses zum »Regelmäßigen Stellenwechsel« nicht klar gemacht haben, welchen »Flurschaden« sie mit dieser Regelung anrichten würden. Dieser Beschluss hat Verunsicherung, aber auch viel Frustration und Verärgerung unter den Pfarrerrinnen und Pfarrern ausgelöst, wie ich bei meinen Besuchen auf verschiedenen Pfarrkonferenzen in diesem Jahr feststellen konnte.

Ich bleibe zunächst beim Gefühl der Verunsicherung stehen: Was bezweckt

der Landeskirchenrat eigentlich mit dieser Regelung? Es ist schwer zu durchschauen. Will er, dass alle nach 10 bis 15 Jahren wechseln, auch wenn die Gemeindeglieder ihre Pfarrerrin und ihren Pfarrer schätzen? Oder will der Landeskirchenrat nur die von der Stelle bewegte, die ihre Kraft verbraucht und im Laufe der Jahre die Anerkennung ihrer Arbeit innerhalb der Gemeinde verloren haben?

OKR Völkel wird nicht müde, darauf hinzuweisen, dass bisher noch kein durchgeführtes Verfahren zu Lasten eines Stelleninhabers oder einer Stelleninhaberin abgelaufen sei. Letztlich gehe es bei dieser Regelung nur um Einzelfälle, die anders nicht zu lösen seien, so ist immer wieder zu hören. Wir meinen aber, dass kirchengesetzliche Regelungen das Ganze im Blick haben müssen und sich nicht nur an Einzelfällen ausrichten dürfen. Will die Kirchenleitung wirklich nicht sehen, dass sie das Vertrauen der Pfarrerrinnen und Pfarrer verspielt, wenn sie immer wieder darauf hinweist, nur Einzelne treffen zu wollen, aber dabei alle einem bürokratisch aufgeblähten Prüfverfahren unterwirft?!

Da wird in den Gemeinden der Keim des Misstrauens gesät, gewachsenes Vertrauen auf eine harte Probe gestellt, vor allem aber Motivation zerstört, wenn nach 15 Jahren engagierten Dienstes in einer Gemeinde für die Pfarrerrin und den Pfarrer nur ein Eindruck bleibt: »Es reicht jetzt eigentlich. Du hast Deine Schuldigkeit getan!«?

Ein Stellenwechsel macht für eine Pfarrerrin und einem Pfarrer nur dann Sinn, wenn auch Perspektiven für die weitere Entwicklung aufgezeigt werden. Und worin liegt der Sinn für eine Gemeinde, wenn die Stelleninhaberin oder der Stelleninhaber sich schon nach acht Jahren entschließt zu gehen, um dieses unwürdige Verfahren zu vermeiden? Immer öfter wird dann die Gemeinde mit einer langen Vakanz rechnen müssen, und ob die Neue oder der Neue dann wirklich zu ihr passt, stellt sich auch erst im Lauf der Jahre heraus.

In den beschlossenen bayerischen Regelungen zum »regelmäßigen Stellenwechsel« findet man auch keinen Hinweis darauf, dass die familiäre Situation bei der Entscheidung über einen Stellenwechsel eine Rolle spielt. Es ist schon verwunderlich, dass auf der einen Seite das »Leitbild von Ehe und Familie« in den gesetzlichen Regelungen besonders herausgestellt wird¹ und die 1 § 18 Pfarrdienstausführungsgesetz (PfFDAG)

Pfarrerinnen und Pfarrer in besonderer Weise daran erinnert werden, dass sie »auch in ihrer Lebensführung im familiären Zusammenleben und in ihrer Ehe an die Verpflichtungen der Ordination gebunden« sind², auf der anderen Seite aber keinerlei Rücksicht auf Ehe und Familie bei der Frage des Stellenwechsels genommen wird.

Ich entdecke bei den vollzogenen Beschlüssen zu einem möglichen Versetzungsverfahren auch ein Stück weit Geschichtsvergessenheit. Es geht ja dabei nicht nur um die Person der Pfarrerin und des Pfarrers. Es geht auch um die uneingeschränkte Kommunikation des Evangeliums, die den Grund für unsere Kirche legt und die den Pfarrerinnen und Pfarrern in besonderer Weise durch die Ordination anvertraut ist. Um diese uneingeschränkte Kommunikation des Evangeliums und damit die Unabhängigkeit der Pfarrerin und des Pfarrers in der Verkündigung sicherzustellen, galt lange Zeit die sogenannte »Unversetzbarkeit«. Dieser Grundsatz geht bis auf das kanonische Recht zurück³ und wurde auch von den Reformatoren übernommen. Zwangsversetzung galt dabei immer als eine außerordentliche Maßnahme, die in besonderer Weise begründet werden musste. Die entscheidende Durchbrechung des Grundsatzes der Unversetzbarkeit erfolgte 1972 mit der Einfügung des § 83 in das bis vor kurzem geltende Pfarrergesetz der VELKD.

Dieser wichtige Grundsatz der »Unversetzbarkeit« ist im neuen Pfarrdienstgesetz der EKD überhaupt nicht mehr enthalten. Dennoch sollten wir die Erinnerung von Jan Hermelink nicht ganz aus dem Gedächtnis verlieren, wenn er schreibt: »Die geistliche Bedeutung dieser prinzipiellen Unversetzbarkeit hat sich bis in die jüngste Zeit, unter der NS-Diktatur wie in der DDR gezeigt.«⁴ Wir haben – Gott sei Dank – heute eine andere Zeit und wünschen uns das Vergangene nicht mehr zurück. Aber eine Kirchenleitung muss sich schon fragen lassen, ob es gut ist, Geschichte einfach hinter sich zu lassen und nur noch die Gesichtspunkte einer mobilen Pfarrerschaft und einer flexiblen Stellenbesetzung im Auge zu haben.

² § 39 Pfarrdienstgesetz der EKD (PFDG.EKD)
3 Innocenz III, 13.Jh.

⁴ Jan Hermelink, Das Pfarrdienstgesetz der EKD, in: Zeitschrift für evangelisches Kirchenrecht, 3/2012, S. 279

e) Fragen zur Berufsidealität

Überrascht waren wir, als bei der Landessynode in Augsburg im März 2012 eine Änderung der Kirchenverfassung auf der Tagesordnung stand und dann auch beschlossen wurde: Wir waren in die Vorarbeiten dazu nicht eingebunden. Man gab uns damals zu verstehen, dass sich für Pfarrerinnen und Pfarrer ja nichts ändere. Aber die Synode rührte – ohne es sich eingestehen zu wollen – doch entscheidend an die Berufsidealität der Pfarrerinnen und Pfarrer. Es ging – wie Corinna Hektor und ich schon in den beiden letzten Berichten dargestellt haben – um die Änderung von Art. 13 der Kirchenverfassung, in dem es bisher – so die damalige Überschrift – um den »Auftrag zur Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung« ging. In Abs. 1 hieß es, dass dieser Auftrag durch die Ordination erteilt wird. In der beschlossenen Neufassung wird schon in der Überschrift eine neue Begrifflichkeit eingeführt: »Berufung zur öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung.« In Abs. 2 und 3 wird dann differenziert: »Pfarrer und Pfarrerinnen werden zur öffentlichen Wortverkündigung und zur Sakramentsverwaltung durch Ordination berufen.« (Abs. 2). Und in Abs. 3 wird nun ergänzt: »Andere kirchliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen können zur öffentlichen Wortverkündigung und zur Sakramentsverwaltung durch Beauftragung berufen werden.« In den gleichzeitig beschlossenen 11 Eckpunkten wird die »Berufung durch Beauftragung« dann näher beschrieben: »Die Beauftragung ist ...

1. die zweite Gestalt der Berufung nach CA 14 neben der Ordination;

2. ist wie die Ordination einmalig und unbefristet;

3. beinhaltet die Leitung von Gottesdiensten im jeweiligen Arbeitsfeld, mit oder ohne Abendmahl – gegebenenfalls auch die Leitung der Feier der Taufe.«

Bei der Tagung der Landessynode in Hof im November 2012 wurden die elf Eckpunkte und die Änderung der Kirchenverfassung in Art. 13 in entsprechenden Gesetzen für die Prädikantinnen und Prädikanten, für die Prediger in den Gemeinschaftsverbänden und für die einzelnen Berufsgruppen im theologisch-pädagogischen und im diakonischen Bereich umgesetzt.

Ich habe an keiner Stelle bei der Diskussion zum Thema »Beauftragung und Ordination« während der Landessynoden in Augsburg und Hof einen Hinweis ge-

hört, dass es in der wissenschaftlichen Diskussion außerhalb der Synode auch gewichtige Stimmen gibt, die sich aus theologischen Gründen gegen die vorgenommene Aufgliederung der *vocatio* aussprechen. »Berufung« in »Ordination« und »Beauftragung« aufzuteilen, ist auch historisch nicht haltbar. Eine »*vocatio*« in diese beschriebene Aufgabe der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung ist die Ordination. Das haben die Reformatoren wie ihre Gegner, wie sich in der *Confutatio* zeigt, einmütig vorausgesetzt.⁵

Es bleiben deshalb letztlich nur pragmatische Gründe, die für diese Aufgliederung sprechen. Sie lassen nur den einen Schluss zu: Landeskirchenrat und Landessynode setzen verstärkt auf Alternativen für den Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer. Ihre Zahl geht – wie wir wissen – immer weiter zurück. Die getroffenen Entscheidungen mögen aus Sicht der Kirchenleitung zukunftsweisend sein. Aber hat man auch versucht, sich klar zu machen, was das für die Identität der Pfarrerinnen und Pfarrer bedeutet? Was bleibt als Charakteristikum noch bestehen? Jörn Halbe hat schon vor Jahren darauf hingewiesen, dass es nicht allein die zunehmenden Erwartungen und Aufgaben seien, die Pfarrerinnen und Pfarrer belasten. Es sei vielmehr das Gefühl, nicht mehr klar zu erkennen, was als Erstes und Wichtigstes zu tun ist. Einen wichtigen Grund für diese Unsicherheit sieht er darin, dass vielen nicht mehr deutlich ist, »was eigentlich »Amt« und »Ordination« für die berufliche Identität der Pastorinnen und Pfarrer ... bedeutet.«⁶ In meinem letzten Bericht habe ich versucht, die besondere Bedeutung der Ordination für unseren Beruf herauszustellen und dazu aufgefordert, die Erinnerung an die Ordination als Bestärkung gerade auch in Zeiten besonderer Anspannung und Herausforderung wach zu halten. Die Beschlüsse der letzten beiden Landessynoden kann ich nicht als Stärkung in diesem Sinne verstehen. Sie haben eher dazu beigetragen, dass sich weiter Verunsicherung in der Pfarrerschaft breit macht.

Ich möchte das an Hand der neu eröffneten Möglichkeit der Leitung der Feier der Taufe durch Beauftragte noch etwas näher ausführen. Ich zitiere dazu aus der Stellungnahme der Pfarrerkommis-

⁵ Jörg Neijenhuis, Ordination und Beauftragungen, in: KORRESPONDENZBLATT 7/2006, S. 106

⁶ Jörn Halbe, Das Elend im Pfarrberuf heute, Dt. Pfarrerbericht 4/2008, S. 192

sion:

»1) Die (letzte) Mitgliedschaftsuntersuchung hat gezeigt, dass die Erwartungen an die Kirche nach wie vor bei Verkündigung, Gottesdienst und Begleitung an den Wendepunkten des Lebens liegen. Sie weist darauf hin, dass auch viele kirchendistanzierte Menschen in der Kirche bleiben, weil sie auf die Taufe ihrer Kinder, auf die Trauung und später auf die kirchliche Beerdigung für sich und ihre Angehörige nicht verzichten möchten.

Die Erwartungen an die Pfarrerinnen und Pfarrer entsprechen genau diesen Erwartungen an die Kirche. Die Kasualien prägen damit nicht unwesentlich das Bild und das Amt der Pfarrerinnen und Pfarrer. Professor Dr. Kristian Fechtner schreibt in seinem Buch »Von Fall zu Fall« über die Kasualpraxis: »Taufen, confirmieren, trauen beerdigen. Was in den sogenannten Amtshandlungen zu tun ist, gehört zum Kennzeichen der pastoralen Tätigkeit und Identität von Pfarrerinnen und Pfarrern.«⁷

2) An den Knoten- und Wendepunkten des Lebens, an denen die Kasualien ihren Platz haben, ist die professionelle Begleitung von Pfarrerinnen und Pfarrern gefragt. Es wird leicht übersehen, dass es bei einer Kasualie nicht nur um eine – auch zeitlich – abgegrenzte Amtshandlung geht, die man punktuell erledigen könnte – »Leitung der Feier der Taufe« ist deshalb eine unzulässige Verkürzung –, sondern dass diese in eine intensive Phase der Vorbereitung und Nachsorge eingebettet ist bzw. sein muss, die viel Zeit, theologische Kompetenz und seelsorgerliche Erfahrung voraussetzt. »Die Kasualien und die Seelsorge, die mit ihnen zusammenhängt, sind (deshalb) eine zentrale und undelegierbare Aufgabe der Pfarrerin in der volkskirchlichen Gemeinde.«⁸

3) Die Taufe ist gesamtkirchlich von höchster Bedeutung, weil sie das »ökumenische Sakrament schlechthin« darstellt. Es muss deshalb gerade auch in diesem Kontext genau bedacht werden, wer mit der Leitung der Feier der Taufe beauftragt wird. Taufe ist »Stiftung der Gemeindegliedschaft«, in der »Taufe gründet die Einheit der Gemeinde.«⁹ Der Vollzug einer Taufe sollte deshalb mit der geistlichen Leitung einer Kirchen-

7 Kristian Fechtner, Kirche von Fall zu Fall, S. 13

8 Isolde Karle, Volkskirche ist Kasualien- und Pastorenkirche, Dt. Pfarrerblatt 12/2004, S. 626

9 Otto Weber, Grundlagen der Dogmatik, S. 656 und 666

gemeinde verbunden bleiben.«

Soweit der Ausschnitt aus unserer Stellungnahme. Die Landessynode hat unsere Bedenken bezüglich der Taufe nicht geteilt und den Gesetzen mit großer Mehrheit zugestimmt.

Wir wollen an dieser Stelle nicht missverstanden werden. Es war wichtig und längst überfällig, das Profil des Dienstes der Prädikantinnen und Prädikanten und der Berufsgruppen im theologisch-pädagogischen und im theologisch-diakonischen Bereich durch die Neufassung der entsprechenden Gesetze zu stärken. Aber man darf dabei dennoch nicht übersehen, dass zentrale Aufgaben, die bisher Kennzeichen der pastoralen Tätigkeit waren und zur Identität der Pfarrerinnen und Pfarrer gehörten, wie etwa die Taufe, nun auch für die anderen Berufsgruppen eröffnet wurden. Die Folge wird sein, dass das Profil des Pfarrberufes weiter verwischt. Und vielleicht stellt sich der eine oder andere dabei auch die Frage, ob man sich in unserer Kirche in einem langen Studium ausgebildete und in einem öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnis alimentierte Pfarrerinnen und Pfarrer, die einen beachtlichen Anteil des kirchlichen Haushalts in Anspruch nehmen, in Zukunft überhaupt noch leisten will.

f) »Willkommen in der ELKB?«

Bleiben wir noch für einen Augenblick bei der Frage stehen, welche Signale die bayerische Landeskirche an die Studierenden und die Vikarinnen und Vikare aussendet. Die Personalabteilung hat im Oktober 2012 einen Newsletter für die Theologiestudierenden herausgegeben, der überschrieben ist: »Willkommen in der ELKB«. Mit diesem Newsletter wollte die Personalabteilung auf »Rückmeldungen aus der Studierendenschaft reagieren«, die das Gefühl zum Ausdruck brachten, »nicht als künftige Pfarrerrinnen und Pfarrer in der Landeskirche »willkommen« zu sein.« Hintergrund war dabei der Beschluss des Landeskirchenrates, der im Mai 2011 im Amtsblatt veröffentlicht wurde, ein »Bewerbungsverfahren für die Aufnahme in den Vorbereitungsdienst« einzuführen. Damit wurde gleichzeitig eine Obergrenze von 50 Aufnahmen pro Jahr festgelegt. Nach einem genau ausgearbeiteten Punktesystem wurde eine Aufnahme- oder Nichtübernahme entscheiden sollte. Nicht nur wir als Verein und als Pfarrervertretung fragten uns, wie dieses Verfahren auf junge Menschen wir-

ken müsse, die sich für ein Theologiestudium entscheiden möchten, zumal nur etwa 30 bis 40 Personen pro Jahr überhaupt für den Vorbereitungsdienst anstanden. In dem schon genannten Newsletter wurde nun mitgeteilt, dass die Einstellungsliste wieder abgeschafft wurde. Die wichtigste Botschaft lautet nun, so OKR Völkel: »Alle Personen, die sich auf die Anwärterliste für das geistliche Amt eintragen lassen, sind uns willkommen! Wer das Examen besteht und sich im Probendienst bewährt, kann damit rechnen, in den Dienst der Landeskirche übernommen zu werden.« Es werden in Zukunft wohl weiterhin Bewerbungsgespräche durchgeführt. Sie sollen aber als Vorstellungs- und Kennenlerngespräche verstanden werden. In dem Newsletter wurde auch angekündigt, dass es eine Erleichterung bei den biblischen Klausuren geben werde. Nach der Abgabe der Übersetzung werde in Zukunft eine Lutherbibel zur Hilfe bei der Exegese verteilt. Dies wurde aber inzwischen auch schon wieder auf Einspruch der Fakultäten zurückgenommen. Sie sahen in diesem Zugeständnis eine Infragestellung des wissenschaftlichen Anspruchs des Theologiestudiums. Nach der nun beschlossenen Regelung kann man nach der Abgabe der Übersetzung eine »Übersetzungshilfe« in Anspruch nehmen, die uns nach einem ersten Einblick wenig hilfreich erscheint. Man muss aber dafür einen Abschlag von 0,7 Notenpunkten in Kauf nehmen. Wenn man dabei bedenkt, dass gleichzeitig das Notensystem von bisher 6 auf 5 ganze Notenstufen reduziert wurde, ist das nach unserer Meinung eine nicht nachvollziehbare Übergewichtung der Übersetzung innerhalb der gesamten exegetischen Arbeit.

Die Signale, die von Seiten der Kirchenleitung an die jungen Menschen ausgehen, die sich für ein Theologiestudium entscheiden könnten oder schon entschieden haben, ändern sich in rascher Folge und dienen mehr der Verunsicherung als der Einladung zum Dienst in unserer Kirche.

In diesen Zusammenhang muss man auch das Ergebnis einer Umfrage unter Vikarinnen und Vikaren stellen, die Vikarin Jessica Tontsch, neues Mitglied der VBV in der Pfarrerkommission und beratendes Mitglied im Hauptvorstand, 2012 durchgeführt hat.

Auf die Frage »Wie hast du deinen Kontakt mit dem Landeskirchenamt erlebt?« antworteten 40 % mit »gar nicht« oder »nicht wertschätzend gegenüber mir

als möglichem zukünftigem Mitarbeiter.« 50% fühlten sich als Bittsteller behandelt.¹⁰

Frau Tontsch berichtete auch aus Gesprächen mit Kandidatinnen und Kandidaten, die ihr Examen gerade erst hinter sich haben, dass sich die Stimmung nicht sonderlich gebessert habe. Immer noch gewöhnen sie den Eindruck, dass es eigentlich fast »normal« sei, dass viele durchfallen und die Landeskirche stolz auf ihr schweres Examen sei. Sich willkommen und wertgeschätzt zu fühlen, ist etwas anderes.

2 Nach kreativen Wegen für mehr Wertschätzung suchen!

Ich habe schon zu Beginn meines Berichtes darauf hingewiesen, dass es mir nicht darum geht, in ein großes Wehklagen über fehlende Anerkennung durch die Kirchenleitung zu verfallen. Ich möchte Vorgesetzte und Kirchenleitung ermutigen, sensibler für Zeichen der Würdigung und Wertschätzung zu werden und damit die Motivation und die Zufriedenheit der Pfarrerinnen und Pfarrer in ihrem nicht ganz leichten Arbeitsfeld zu stärken. Ich greife deshalb einige positive Ansätze auf und versuche sie etwas weiterzuführen.

a) Anerkennung für den Dienst bei Vertretungen

Wir haben uns im letzten Jahr dafür eingesetzt, dass die Vertretung vakanter Pfarrstellen durch Ruhestandspfarrerinnen und -pfarrer durch die Gewährung einer Vergütung gefördert wurde. Die Erfahrung zeigt aber, dass sich durch die Begrenzung auf 600 € auch die Nachfrage in Grenzen hält.

Wir begrüßen die Regelung, dass bei Mutterschutz und Elternzeit eine hauptamtliche Vertretung möglich ist und bei längeren Vakanz Stellenausweitungen genehmigt werden.

Dennoch wird es die Regel bleiben, dass vakante Pfarrstellen von den Gemeindepfarrerinnen und -pfarrern im Dekanatsbezirk zusätzlich zu ihrem Dienst in der eigenen Gemeinde vertreten werden müssen. Das Problem der Vakanz wird sich von Jahr zu Jahr noch verstärken, weil die Zahl der Pfarrerinnen und Pfarrer kontinuierlich abnimmt. Schon heute sind nicht mehr genügend Pfarrerinnen und Pfarrer im aktiven Dienst

¹⁰ »Sag mir, wo die Vikare sind ...« Auswertung einer Umfrage unter Kandidaten des Ersten Examens, VBV-News 41/2012, S.13)

vorhanden, um alle im Landesstellenplan ausgewiesene Stellen zu besetzen. Wir haben erfreut davon gehört, dass die Abteilung D (Gesellschaftsbezogene Dienste) den Plan verfolgt, einen Verfügungsstundenpool II auf Dekanats Ebene einzurichten, um z.B. Ermäßigungen während der Zeit der Vakanzvertretung geben zu können. Das Verfügungsstundenkontingent soll dabei zusätzlich zu dem schon bestehenden Verfügungsstundenpool des Dekanatsbezirks bereitgestellt werden. Diesen neuen Ansatz unterstützen wir nachdrücklich.

Insgesamt erkennen wir aber wenig Sensibilität, wenn es darum geht, die besonderen Belastungen durch Vertretungsdienste wahrzunehmen und anzuerkennen. Es ist kein Zeichen von Wertschätzung, wenn die Vertretung vakanter Stellen im neuen Pfarrdienstgesetz der EKD und im Ausführungsgesetz der bayerischen Landeskirche als Dienstpflcht festgeschrieben, aber keine finanzielle oder sonstige Anerkennung des zusätzlichen Dienstes in Aussicht gestellt wird.¹¹ Wir haben deshalb auch nicht verstanden, dass vor einigen Jahren die Vakanzvergütung, die nicht gerade üppig war, abgeschafft wurde. Wir hätten uns eine spürbare Erhöhung gewünscht. Sie wäre finanziell auch tragbar gewesen, weil durch die Vakanzkosten eingespart werden. Die damals im Haushalt für Vertretungen angesetzten Mittel pauschal an die Dekanate für kleine Geschenke und Anerkennungen des zusätzlichen Dienstes zu verteilen, ist wohl eher als Affront und weniger als Würdigung zu verstehen. Wir vertreten nach wie vor die Meinung, dass zusätzliche Arbeit auch zusätzlich und angemessen bezahlt werden muss.

Wir haben aber auch alternative Vorschläge gemacht, wie man den zusätzlichen Dienst angemessen würdigen könnte. Drei Vorschläge möchte ich noch einmal kurz in Erinnerung rufen:

1. Wiederbelebung des kostenlosen Erholungsurlaubs in einem kirchlich bereitgestellten Haus. Das Referat Liegenschaften der bayerischen Landeskirche bietet dazu eine Reihe von gut eingerichteten Ferienwohnungen für kirchliche Mitarbeitende an.
2. Möglichkeit einer »Auszeit« im Zusammenhang mit einem Stellenwechsel bei einem gleichzeitigen Verbleib während dieser Zeit in der bisherigen Dienstwohnung.

¹¹ § 25 PFDG.EKD und § 11 PFDAG

3. Anrechnung der Zeit der Vertretung auf die Lebensarbeitszeit und damit die Möglichkeit eines früheren Ruhestandstermins.

Wir sind dankbar für weitere Vorschläge aus dem Kreis der Kolleginnen und Kollegen und bleiben mit der Kirchenleitung weiter im Gespräch bei der Frage, welche Zeichen der Anerkennung und der Wertschätzung im Zusammenhang mit Vertretungen sinnvoll und möglich wären.

b) Jahresgespräche als Würdigung und Förderung wahrnehmen

Viele Kolleginnen und Kollegen haben mit uns als Verein und Pfarrervertretung die Einführung der Jahresgespräche 2002 positiv aufgenommen, weil sie darin eine gute Möglichkeit sahen, dass ihr Dienst auch von Seiten der Vorgesetzten wahrgenommen und gewürdigt wird. Kritisch äußerten wir uns damals vor allem zu den Zielvereinbarungen, weil nach unserer Meinung dahinter der Qualitätsmaßstab steht, in der Arbeit der Pfarrerinnen und Pfarrer müsse es ein »Immer mehr« und »Immer besser« geben.

OKR Helmut Völkel teilte uns in der letzten Sitzung der Pfarrerkommission mit, dass man sich entschlossen habe, die Zielvereinbarungen aus den Jahresgesprächen herauszunehmen und noch stärker das Anliegen der Wahrnehmung, Würdigung und Förderung der bisherigen Arbeit der Pfarrerinnen und Pfarrer in den Mittelpunkt zu stellen. Damit wird der Vorschlag des Vereins und der Pfarrervertretung aufgenommen. Ich will an dieser Stelle auch positiv darauf hinweisen, dass nicht wenige Dekaninnen und Dekane schon bisher die Jahresgespräche in diesem Sinn geführt haben.

In meinen Bericht 2009 habe ich im Zusammenhang mit den Jahresgesprächen die Frage gestellt: »Welche Rolle spielen eigentlich die Jahresgespräche, wenn es darum geht, Signale eines drohenden Burnout zu erkennen und entlastende Maßnahmen anzuregen?« Ich denke, dass es gut ist, im Zusammenhang mit den Überlegungen zur »Salutogenese« diese Frage mit einzubeziehen und Hilfen bei der Umsetzung anzubieten.

c) Dienststörungen als Mittel der Strukturierung und Begrenzung des Dienstes

In § 10 Abs. 1 Pfarrdienstausführungsgesetz ist der Abschluss von Dienststörungen verbindlich festgelegt. Wir

unterstützen das. Es hat sich in der Vergangenheit vor allem beim Teildienst gezeigt, dass dann, wenn es Differenzen bei der Festlegung des Dienstumfangs und des Aufgabenfeldes gab, in der Regel das ordnende Instrument einer Dienstordnung fehlte. Der Abschluss einer Dienstordnung war aber schon bisher bei einem Teildienstverhältnis verpflichtend.

Wir verstehen die Vorbehalte, die von manchen Kolleginnen und Kollegen benannt werden, wenn sie befürchten, Dienstordnungen könnten die nötige Freiheit in der Gestaltung des Dienstes einengen. Dienstordnungen dürfen nicht der Reglementierung dienen. Sie sind kein Machtinstrument in der Hand von Vorgesetzten. Sie sollen vielmehr helfen, den Dienst der Pfarrerinnen und Pfarrer zu strukturieren, die Dienstbereiche der verschiedenen Mitarbeitenden in größeren Pfarreien abzugrenzen, die Zusammenarbeit zu fördern und vor allem auch den Umfang und die Grenzen des Dienstes insgesamt zu beschreiben. Wichtig dabei ist, dass die Dienstordnungen in vertrauensvoll geführten und konstruktiven Gesprächen zwischen Dienstvorgesetzten und Pfarrerinnen und Pfarrern erarbeitet und dann auch im gegenseitigen Einvernehmen abgeschlossen werden. Selbstverständlich ist dabei auch der Kirchenvorstand mit einzubeziehen und zu hören. Wir versprechen uns, dass dadurch noch besser als bisher die Stärken und besonderen Gaben der Kolleginnen und Kollegen zur Geltung kommen können, die Motivation gestärkt wird und die »Zufriedenheit« im Dienst wächst.

Man muss aber noch einen Schritt früher einsetzen, wenn man von diesem »immer mehr« und »immer besser« wegkommen und zu einer Kultur der Wertschätzung finden will. Bereits die Stellenausschreibungen spielen dabei eine wichtige Rolle. Die Fülle der Erwartungen, die zum Teil in den Ausschreibungen zum Ausdruck kommt, ist schon beeindruckend. Mutig, wer sich auf solche Stellenausschreibungen hin bewirbt. Es ist nicht selten das Bild der idealen Pfarrerin und des idealen Pfarrers, das hier projiziert wird. Professorin Dr. Ulrike Wagner-Rau stellt diesen überzogenen Forderungen die Mahnung entgegen: »Solchem Anspruch muss man widersprechen, weil niemand alles und schon gar nicht alles gleich gut

¹² Ulrike Wagner-Rau, An der Schwelle, Der Pfarrberuf im Prozess kirchlichen Wandels, S. 124

machen kann und auch nicht können muss.«¹²

Mir gefällt deshalb, dass eine Stellenausschreibung im Amtsblatt 4/2013 von der ausführlichen Aufzählung von Erwartungen absieht und sehr einladend schreibt: »KV und Mitarbeitende wünschen sich einen Pfarrer/-in, der/die sich in das vielfältige Konzert der Aktivitäten mit Herz und Verstand einbringt und als Kollege/Kollegin gemeinsam mit anderen MA das Gemeindeleben gestaltet. Neue Ideen willkommen.« Ich wünsche der Gemeinde baldige Bewerbungen und eine engagierte Pfarrerin oder einen engagierten Pfarrer, die oder der sich bei ihnen sicher wohlfühlen wird.

d) Das Nachdenken über den Pfarrberuf ist dringend angesagt!

Seit Jahren fordern die beiden Vorsitzenden, dass sich Landessynode und Landeskirchenrat mit den Veränderungen des Pfarrerbildes befassen und an einer neuen Profilierung und Stärkung des Pfarrberufes arbeiten sollten.

Auch das Diskussionspapier »Pfarrberuf 2020 – Von der Zukunft eines Schlüsselberufs der Kirche« wandte sich 2010 an die kirchenleitenden Organe mit der Bitte, sich »grundsätzlich mit den Fragestellungen, Chancen und Problemen des Pfarrberufes zu befassen« und »am Profil des Pfarrberufes in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern zu arbeiten.«

Im Zusammenhang mit den Beratungen und Beschlussfassungen zur Änderung der Kirchenverfassung und zu den gesetzlichen Bestimmungen über die einzelnen Berufsgruppen haben wir die Bitte um die dringend notwendige Profilierung des Pfarrberufes noch einmal deutlich benannt. Eine Eingabe des Dekanats Rosenheim bei der Herbstsynode Hof hat diese Forderung verstärkt. Nach dem nun erfolgten Beschluss der Landessynode, sich mit den Veränderungen des Pfarrberufes zu befassen, kam Anfang Januar die Meldung aus dem LKA, dass der Landeskirchenrat seinerseits beschlossen habe, eine 0,25 Stelle für die Arbeiten im Zusammenhang mit dem Pfarrerbild und der Amtsfrage zu errichten und diese Aufgabe Herrn OKR Dr. Stefan Ark Nitsche, Nürnberg zu übertragen. OKR Dr. Nitsche steht seit dieser Zeit in einem guten Kontakt mit uns und wird auch bei der geplanten Klausurtagung des Hauptvorstands im Juni zum Thema »Pfarrerbild« mit uns zusammen beraten.

3 Wertschöpfung durch Wertschätzung

Viele Studien belegen, dass Wertschätzung die Motivation der Mitarbeitenden stärkt und dazu beiträgt, dass sie sich noch stärker mit den Zielen ihrer Organisation oder Einrichtung identifizieren können. Zunehmend wird auch die positive Wirkung von Wertschätzung auf die physische und psychische Gesundheit der Mitarbeitenden anerkannt. Wertschätzung ist ein Bestandteil guter Personalführung. Das gilt ohne Abstriche auch für den Bereich unserer Kirche. Wolfgang Nethöfel und Friedhelm Schneider fassen diese Einsicht in die kurze »Erfolgsformel« zusammen, die sich »im Pfarramt alltäglich bestätigt ...: »Wertschöpfung durch Wertschätzung«¹³

Klaus Weber, 1. Vorsitzender

Vorstandsbericht bei der Frühjahrstagung des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins am 23.04.13 in Rothenburg

¹³ Wolfgang Nethöfel, Friedhelm Schneider, Zwischen Lust und Frust, in: Pfarrberuf heute, Befragungen und Studien zum Pfarrberuf, S. 355

Neuendettelsau Ortsmitte,

3-Zi- ETW, II. OG, 77 qm, 9 qm
Balkon, Bj. 2002, hell, freundlich in
Haus mit 8 Wohneinh.,
VB 149 T€, prov.frei,
TG-Platz möglich (Preis VB).
Tel. Mo.-Fr. 09874-689 34-0

Christologie und Christusbilder

update

I.

Man könnte sich fragen, ob sich ein update der Christologie überhaupt lohnt angesichts des Umstands, da sie bis heute ein hohes Maß an Kontinuität aufweist. Denn sie stellt allermeist eine Interpretation des Chalcedonense von 451 dar, des Dogmas also, dass Jesus Christus wahrer Mensch und wahrer Gott ist (unvermischt und unverwandelt, aber auch ungetrennt und ungesondert): »eine Person in zwei Naturen«. Die letzten Theologengenerationen standen in dieser Kontinuität, die evangelischen (G. Ebeling 1979, C.E. Gunton 1982, W. Pannenberg 1991, W. Härle 1995, M. Welker 2012), wie auch die römisch-katholischen (K. Rahner 1976, G.L. Müller 1995, G. Kraus 2005, K.H. Menke 2008, K. Ruhstorffer 2008). Die chalcedonensische Basis ist ohnedies bekennnismäßig (Confessio Augustana, Art. 3) und lehramtlich (Enzyklika Novo Millennio Inuente, 2001) festgeschrieben. Auch ein »Jugendlexikon Religion« nennt als das Anliegen der Christologie, »Jesus als Menschen und gleichzeitig als ›Gott für uns‹ zu beschreiben.«

Das update lohnt trotzdem. Denn die chalcedonensische Kontinuität der Christologie wird zur Zeit von derartig scharfen Spannungen überlagert, dass man sich fragen muss, wie lange sie noch hält – und was dann passiert. Nicht nur dogmenkritische Skeptiker meinen daher, dass die Christologie sich in einer tiefen Krise, wenn nicht gar in Desintegration befinde. Auch die Bezugnahme auf das Chalcedonense ist so gut wie immer mit seiner Kritik verbunden, einer historischen (an dem Dokument kaiserlicher Religionspolitik) und einer theologischen: seine Denk- und Sprachform ist für uns aporetisch, wie W. Pannenberg 1964 konstatiert hat. Aber andererseits gilt es nach wie vor als eine Plattform für das angemessene Reden von Mensch und Gott in Jesus Christus, als eine Art christologisches und daher überhaupt theologisches Strukturprinzip.

Diese Ambivalenz begleitet die christologische Reflexion seit der Zeit, (1) als die Frage nach dem »historischen« Jesus gestellt werden konnte, unabhängig

vom Dogma und in Kritik des Dogmas; und als (2) dessen ontologische Kategorien »Natur« und »Person« unbegreiflich wurden (beides hat bereits F. Schleiermacher festgestellt). Sieht man von sehr spekulativen Einzelpositionen ab, so findet sich niemand, der erklären kann, was eine »göttliche Natur« ist, und der den Begriff »menschliche Natur« substantiell beansprucht. Der christologische Ausdruck »Person« bedeutet im Chalcedonense ja etwas ganz anders als der anthropologische Ausdruck, wie ihn bald Boethius definierte und der lange fraglos galt (»Persönlichkeit«); und dieser, nicht etwa der chalcedonensische, wird benutzt, wenn man heute von Jesus Christus als von Gottes Liebe »in Person« spricht. Das Dogma interpretiert die biblischen Evangelien und Christusbekenntnisse jedoch im Blick darauf, dass sie nicht nur die Worte und Taten, sondern auch das »persönliche«, d.h. hier: *gottmenschliche* Sein des Erlösers zum Gegenstand haben.

Die moderne, teils historische teils erkenntnistheoretische Kritik am »metaphysischen« Anspruch des christologischen Dogmas wird in letzter Zeit deutlich relativiert. Denn es scheint, dass die Alternative zu dieser »Christologie von oben«, die moderne »Christologie von unten« auch noch metaphysische oder weltanschauliche Annahmen macht, insbesondere die, dass Jesu *Menschsein* eindeutig sei. Aber ist sein konkretes Menschsein – Jude, Mann, Charismatiker – für den Christusglauben unerheblich? Vielleicht wiederholt sich hier, nur umgekehrt, das Problem der alten Christologie, die von dem selbstverständlichen »Gottsein« Jesu Christi ausging, aber dann Mühe hatte, sein wahres Menschsein zu erreichen (wie es im »homousios« des Trinitätsdogmas von 325 gefordert wurde)?

Es sind vor allem vier Initiativen, die seit 30 Jahren explizit in den christologischen Diskurs eingreifen und ihn erheblich kompliziert haben, auch weil sie sich selbst verändern und zum Teil überlappen (II.). Noch wichtiger sind m.E. aber Vorgänge, die implizit christologische Relevanz haben, weil sie, dogmatische Fixierungen unterlaufend, in unsere Christusbilder eingreifen. Das ist der Fall in der Begegnung von Christinnen und Christen (nicht nur von Theolo-

gen) mit anderen Religionen und ihrem Christusbild (III.) und in der Begegnung mit Christusbildern unserer eigenen Kultur, von der Christus-Ikonographie über den so genannten »historischen Jesus« (IV.) bis zu Biographien, Romanen und Filmen, die Leben und Sterben des Menschen Jesus von Nazaret ins Bild setzen (V.).

II.

Die schärfste Kritik an der Christologie kam aus der frühen *feministischen* Theologie. Sie wurde als die Lehre angesehen, die im christlichen, mit politischer Herrschaft verknüpften Patriarchat der Unterdrückung der Frauen die stärkste Legitimation verschaffte; es schien völlig klar, dass ein (wesentlich!) männlicher Erlöser nicht auch Frauen erlösen könne (R. Radford-Ruether). Dieser Anstoß führte nicht selten zur Ablehnung jeglicher Christologie bzw. zur Auswanderung aus dem Christentum. Sonst wurde die Lösung des Problems teils in einer Reduktion der Christologie auf das Bild Jesu als antisexistischem Frauenbefreier gesucht, teils in der Modifikation des »wahrer Mensch« durch »wahre Frau« oder sogar in der inkarnatorischen Vergöttlichung der Frau, teils in einer Sophia-Christologie im Kontrast zur Logos-Christologie (E. Schüssler-Fiorenza, J. Hopkins). Der Rekurs auf weibliche Weisheit hat jedoch überraschend auch zur neuen Schätzung des Chalcedonense geführt: Auch wenn es eine kulturspezifische Kompromissformel sei, bekräftigt es doch mit der Kanonisierung der Gottesgebärerin den Bruch mit dem Patriarchat. Seine feministische Rekonstruktion und kontextuelle Interpretation verhindere die biologistische Fixierung auf die Männlichkeit Jesu bzw. Gottes, also eine wiederum dogmatische Verkürzung der Kritik (L. Scherzberg, M. Kalsky, E. Klinger). Auch die *Befreiungstheologie* begann ihre Kritik an der Christologie mit einer Jesulogie, z.B. unter dem Titel »Jesus der Befreier« (L. Boff, 1986), wo die utopische Vision der Faktizität und die Orthopraxis der Orthodoxie vorgeordnet wurde. Nicht nur wegen der vatikanischen Disziplinierung (1984), die den Vorrang der anthropologischen vor der ekklesiologischen Verpflichtung tadelte, sondern vor allem im Blick auf die interne Logik des Christusglaubens wurde das im Übergang zum 21. Jahrhundert deutlich modifiziert. Jan Sobrino, »Der Glaube an Jesus Christus. Eine Chris-

tologie aus der Perspektive der Opfer« (1999, dt. 2008) verbindet die historische und dogmatische Kritik v.a. des Naturbegriffs des Chalcedonense mit dessen doxologischer Interpretation und nimmt mit K. Rahner an, dass es eine Art hermeneutischer Schlüssel für das Mensch-Gott-Verhältnis sei. Neuerliche lehramtliche Disziplinierung (2006) erfuhr Sobrino aber nicht wegen dieser Ambivalenz, sondern wegen der Verschiebung der Autoritätsinstanz auf die Perspektive der Armen als der von Gott Bevorzugten.

Für Deutschland wurde für die Christologie noch wichtiger die Auseinandersetzung mit der *Shoa*: »Wo war Gott in Auschwitz?« Diese Frage wurde beantwortet mit der Annahme, dass Jesus von Nazaret den abwesenden Gott stellvertrete (D. Sölle, Stellvertretung, 1965) oder mit der Suche nach dem Gott, der am Kreuz mit der Welt mitleidet (J. Moltmann, Der gekreuzigte Gott, 1972; J.B. Metz, Landschaft aus Schreien, 1995). Auch hier ergab sich eine ambivalente Situation: Einerseits wurde das Chalcedonense wegen seiner machtförmigen Ansprüche auf exklusive Wahrheit und seiner hellenisierenden Rede von Jesus Christus scharf kritisiert: »Wahrer Mensch« muss eigentlich heißen »wahrer Jude« (F.-W. Marquardt, Das christliche Bekenntnis zu Jesus, dem Juden, 1990). Auf der andern Seite wurde es in der Kontinuität zum jüdischen, narrativen Gottesdenken (als Nähe Gottes zu den Menschen bei gleichzeitiger Unverfügbarkeit) interpretiert, als unschuldig am christlichen Antijudaismus (J. Manemann, J.B. Metz, Christologie nach Auschwitz, 2001). Möglicherweise hat die von amerikanischen Rabbinern verfasste Erklärung »Dabru emet« (2000) auch dem christologischen Dialog neue Wege eröffnet. Noch in keiner Weise christologisch bewältigt ist die Koexistenz von mehreren Religionen auch bei uns; Religionen, die je auf ihre Weise den christlichen, seit Apg 4,21 oder Joh 14,6 expliziten Anspruch dementieren, dass Jesus von Nazaret eine heilsgeschichtlich einzigartige, unvergleichliche Gestalt sei. Akzeptiert man das (authentisch christliche!) Gebot religiöser Toleranz, bedeutet unsere Situation nicht nur, dass man die Einschätzung Jesu Christi seitens der Angehörigen fremder Religionen und Kulturen (der afrikanischen, der asiatischen) zur Kenntnis nehmen und sie in Beziehung setzen muss zum eigenen, europäisch-amerikanischen

Christusglauben. Sie bedeutet überdies, dass wir mit einer harten Asymmetrie leben müssen: Einerseits ist der Christusglaube, den wir bekennen, *unhintergebar* für uns; andererseits müssen wir denselben Glauben auch *relativ*, d.h. als eine unter anderen Formen religiösen Glaubens betrachten, mindestens insofern, als wir auf einen falschen, z.B. mit Repression verbundenen Anspruch auf »Absolutheit« verzichten.

Wenn diese doppelte Perspektive nicht bloß der Not gehorcht und einen inneren, destruktiven Widerspruch darstellt, sondern eine innerlich christliche ist, muss sie vor allem christologisch ausgewiesen werden.

III.

Die eine der beiden aktuellen christologischen Aufgaben ist die religiöse (und überhaupt kulturelle) *Kontextualisierung* unseres Christusglaubens. Dafür bieten sich, auf den ersten Blick, nur zwei Wege an: Das Beharren auf der soteriologischen Exklusivität Jesu Christi gegenüber anderen Religionen oder aber der Verzicht auf diese Exklusivität. Beide Wege eröffnen jedoch keine theologisch plausible und praktisch handhabbare Orientierung für den Christusglauben in der Welt religiöser Pluralität, sondern verhindern oder verunnötigen eine solche Orientierung.

Das bloße *Behaupten* der Einzigartigkeit Jesu Christi (ich verzichte hier auf Quellenangaben) verdammt andere Religionen nicht nur als falsch, sondern als ganz falsch. Das aber ist weder religionswissenschaftlich noch theologisch haltbar: ersteres nicht, weil in vielen Religionen vieles dem Christentum ähnlich ist; letzteres nicht, weil der Glaube an den zur Rechten Gottes erhöhten Christus nichts in unserer Welt aus seiner Regierung ausklammern kann (auch wenn wir nicht schon wissen, wie er in anderen Religionen wirkt). Umgekehrt erlaubt uns dieser Glaube nicht, das Christentum aus der Welt der Religionen auszugrenzen, wie es der moderne Offenbarungspositivismus gegen die gesamte Tradition getan hat. (Aber K. Barths These »Religion ist Unglaube« betrifft auch das Christentum: als Religion.) Die allgemeine Aussage, dass Jesus Christus der ausschließlich einzige Weg des Lebens sei, verwechselt sich mit einem Christusbekenntnis – mit desaströsen Folgen.

Der *Verzicht* auf die religiöse Exklusivität Jesu Christi hat demgegenüber

den Vorzug, der friedlichen Konvivenz des Christentums mit anderen Religionen zu dienen. Aber ein *bloßer* Verzicht macht religiöse Kommunikation geradezu unnötig: Die Andersgläubigen sind, wie sie sind, weder eine negative noch auch eine positive Herausforderung, und dass ich (noch) Christ bin, ist reiner Zufall. Das ist zwar nicht falsch (auch unter dem Gesichtspunkt, dass Glaube ein reines Geschenk ist), ist aber eine unzureichende Selbstwahrnehmung im Blick darauf, dass Christsein immer nur in Überlieferungszusammenhängen und sozialen Netzen gegeben ist. Daher bleibt auch hier die Frage: Inwiefern ist Jesus mehr als Sokrates, so seit der Aufklärung, oder heute: Inwiefern ist Jesus mehr als der Buddha?

Die klassische liberale Christologie spricht hier von einer von Jesus ausgehenden und an ihn bindenden »Kraft«, sagt aber nicht viel darüber, wie diese Kraft wirkt und übermittelt wird (z.B. U. Neuenschwander, Christologie, 1997). Deutlicher äußert sich die anglikanische liberale Theologie, die nicht exklusiv Jesus als Menschwerdung Gottes versteht oder die Vorstellung der Inkarnation zugunsten der einer *Inspiration* verflüssigt; so die Gruppe um J. Hick (The Myth of God incarnate, 1977, dt. 1979). Konsequenterweise entwickelten Hick und seine Nachfolger eine pluralistische Religionstheologie, der zufolge Jesus einer der großen und maßgebenden, von der Liebe Gottes inspirierten Menschen war. Dieser tolerante Pluralismus verzichtet freilich nicht nur auf den Glauben an die *leibhafte* Präsenz Gottes in der Welt und definiert ohne weiteres Gott als Liebe, sondern impliziert, gegen das Programm, auch eine Art Inklusivismus: Er imaginiert einen dritten, überblickenden Standort über den positiven Religionen. Erst dieser nämlich ermöglicht die Relativierung des jeweiligen Wahrheitsanspruches auf die allen gemeinsame Beziehung auf das namenlos Eine, Ewige, auf Gott »an sich«, »hinter« aller religiöser Praxis. Allerdings darf dann Inkarnation Gottes nicht als Singularität behauptet werden, sondern muss als ein Grundzug göttlicher Immanenz bzw. Inspiration gelten (P. Schmidt-Leukel, Gott ohne Grenzen, 2005, 270ff).

In Vermeidung des exklusivistischen, aber auch des pluralistischen Extremis hat H.-M. Barth eine »Dogmatik im Kontext der Weltreligionen« (2002) verfasst. Das christologische Kapitel stellt das Christusverständnis des christli-

chen Glaubens und außerchristliche Mittlergestalten inhaltsreich sowie seine die fremden Außerperspektiven integrierenden bzw. distanzierenden Aspekte der Christologie anregend dar. Allerdings bleibt es bei einer normativ christlichen Perspektive, z.B. in der Priorität des persönlichen Glaubens oder in der heilsgeschichtlichen Hermeneutik der dogmatischen Loci. Das hat z.B. die Folge, dass zwar erwähnt, aber nicht berücksichtigt wird, dass die Offenbarungs- und Mittlerfunktion Christi nicht mit Muhammad, sondern mit dem Koran zu vergleichen wäre.

Gegen die Normativität der christlichen Perspektive für einen christlichen Autor ist natürlich nichts zu sagen – aber mit andern Religionen tolerant umzugehen, würde erfordern, dass er andersreligiöse Autoren in ihrer Eigenperspektive und ihrer Wahrnehmung des Christentums zu Wort kommen lässt. Dass einer *dialogischen* Dogmatik vielfach Grenzen gesetzt sind, das ist jedoch selber ein Faktum, das man auf dem christlichen Feldherrnhügel leicht überspielt. Akzeptieren sollte man aber auf jeden Fall, dass die Differenzen und Ähnlichkeiten zwischen Religionen nicht auf nur *einer* Erscheinungsebene, hier: der kognitiven Ebene von Aussagen, sondern nur auf mehreren (rituellen, ethischen, ästhetischen, institutionellen u.a.) zureichend beschrieben werden können; Erscheinungsweisen, die sich überdies nicht restlos ineinander überführen oder gar auf die kognitive zurückführen lassen.

IV.

Die andere aktuelle Aufgabe der christologischen Reflexion ist veranlasst durch die noch andauernde Diskrepanz zwischen der historischen, also relativierenden Kontextualisierung Jesu Christi und dem Wahrheitsanspruch der Christologie, zwischen »historischem Jesus« und »dogmatischem Christus«. Diese Diskrepanz wurde im 18. Jahrhundert durch die historisch-kritischen Bibelexegese aufgerissen und hat sich trotz der Einsicht, dass uns *der* historische Jesus nicht objektiv greifbar ist, immer wieder erneuert; aktuell durch die »dritte Frage« nach dem historischen Jesus, die ihren Blick auch auf archäologische Funde und zumal auf sozial- und religionsgeschichtliche Faktoren in der Umwelt Jesu lenkt (J. Roloff, *Jesus*, 2000; G. Theißen, *Von Jesus zur urchristlichen Zeichenwelt*, 2011; zur kulturanthropologischen Forschung vgl. KORRESPONDENZ-

BLATT 4/2013). Ein konstruktiver Umgang mit jener Diskrepanz nötigt m.E. zu der Frage, wie die *Christusbilder* zustande kommen, in die unser Christusglaube emotional und ästhetisch eingelagert ist.

Das wird allerdings erschwert durch einige Missverständnisse. Eines davon ist bereits die Formulierung der Diskrepanz: Keineswegs stehen sich hier die Größen »historischer Jesus« und »dogmatischer Christus« fremd gegenüber; das weiß übrigens schon der berühmte Titel von M. Kähler (*Der sogenannte historische Jesus und der geschichtliche, biblische Christus*, 1892). Ein weiteres Missverständnis ist, dass sich hier die historische bzw. exegetische und die systematische Theologie gegenüberstünden. Tatsächlich tritt die fragliche Diskrepanz sowohl *innerhalb* der historischen als auch *innerhalb* der systematischen Theologie auf. Denn bekanntlich kommt keine dogmatische (normative) Christologie ohne den Bezug auf die historische Gestalt Jesu von Nazareth aus, und es gibt keine historische Darstellung Jesu von Nazaret ohne dogmatische (normative) Momente, und sei es nur diejenigen, die überhaupt in den Bedingungen von Historiographie als der nachträglichen Rekonstruktion vergangener Vorgänge liegen.

Letzteres sollte eigentlich auch bekannt sein, wird aber nicht selten im dogmenkritischen Eifer überspielt. So befreien die vermeintlich »rein historischen« Bezugnahmen auf Jesus (G. Lüdemann, K.-P. Jöns, C. Petersen) diesen von spekulativem Pomp oder hellenistischem Ballast, aber es sind – *Bilder*, anderes zeigend, aber nicht weniger normativ codiert als alle Bilder, die wir uns von etwas machen können. Es wäre naiv zu meinen, eine narrative Jesulogie sei völlig frei von dogmatischer Christologie. Insofern wird die »rein« historische Jesus-Forschung von den Exegeten, die den vorösterlichen Jesus im normativen Rahmen des neutestamentlichen Christuszeugnisses interpretieren (P. Stuhlmacher, O. Hofius), eher noch verharmlost; weshalb sie freilich auch fälschlich meinen, der erforschte »historische Jesus« unterscheide sich »absolut« vom Jesus des Neuen Testaments, einer »analogielosen Person«. Doch die kanonischen Exegeten haben wohl darin recht, dass die Frage nach dem historischen Jesus nicht nur nicht sein Gottsein, sondern auch sein »wahres Menschsein« nicht zu Gesicht bekommen könne – »wahr« ist ja keine

beschreibende, sondern eine normative Näherbestimmung. Das Problem ist damit aber nicht beseitigt, dass sie selber faktisch *systematisch*-theologisch arbeiten, das aber nur »dezidiert theologisch« nennen und nicht methodisch (im Sinn der systematischen Theologie) verantworten.

Das ergibt eine missliche Doppelung der historischen Jesus-Forschung mit der systematischen Theologie, die ihre exegetischen Aspekte ihrerseits nicht methodisch (im Sinn exegetischer Theologie) verantwortet – wenn sie sich nicht sogar, abgetrennt von der Exegese, mit dem Aufbau begrifflich stringenter Geschlossenheit begnügt. Glücklicherweise muss man dies von den neueren Jesus-Büchern systematischer Theologen nicht sagen (J. Ringleben 2008; H. Küng 2012); aber ihr Unterschied zu denen von Bibelwissenschaftlern (J. Schröter 2006, 4 2012; K. Berger 2004, 2010) ist keineswegs nur ein konstruktiver. Die Misslichkeit ihrer Doppelung wird in letzter Zeit nicht mehr leicht hingenommen (P. Metzger, Chr. Danz, s. Lit.); die (außerdeutsche) Religionsphilosophie ist da schon weiter (J.-L. Marion; R. Swinburne, *Was Jesus God?*, 2008).

Es wäre nun aber nicht weniger naiv zu meinen, die dogmatische Christologie sei frei davon, sich Vorstellungen, d.h. innere Bilder von dem zu Verstehenden zu machen. Das unterstellte nicht einmal die traditionelle Christologie, trotz ihres metaphysischen Kontextes: Sie folgte nicht einfach dem theoretischen Ideal, von den Bildern wegzukommen und die Sachen selbst zu begreifen, d.h. nicht uneigentlich (metaphorisch), sondern eigentlich zu denken und zu reden. Begrifflich bestimmte das Chalcedonense lediglich die *Grenzen* der Christusbilder, die fortan als christlich gelten dürften und sollten: Zwischen seinen vier »un-« befindet sich der Spielraum, in dem jeder Christusglaube sein Christusbild formen sollte. In jüngster Zeit hat diese Einschätzung des Chalcedonense als hermeneutische Regel für die Arbeit an den konkreten Christusbildern auch Unterstützung erhalten (z.B. I.U. Dalferth 2004, W. Kasper 2007). In der Tat schließt die antisubstantialistische Zielrichtung des Chalcedonense die weitere christologische Reflexion nicht in sich ab, sondern *öffnet* sie. Es ist daher nach wie vor plausibel, auch wenn unser Problem nicht mehr die Substanz- und Naturen-Metaphysik ist, sondern weltanschauliche oder direkt esoteri-

sche Konstrukte des »Göttlichen« und des »Menschlichen«.

Auch jedes heutige Christusbild muss »das Menschliche« und »das Göttliche« in Jesus von Nazaret so korrelieren, dass weder das einer noch das andere dabei verkürzt wird – der nun fällige Streit darüber, was Göttliches und was Menschliches denn überhaupt sei, sollte in der Korrelation zwischen den Christusbildern des biblischen Kanons und den andersreligiös oder kulturell jeweils geltenden Menschenbildern und Gottesbildern platziert werden. Das konkrete Christusbild eines Christen oder einer christlichen Gruppe ist immer eine Synthese aus den in Sprache und Bild überlieferten Christusbildern (meist einer ziemlich kleinen Auswahl) und aus unseren aktuellen Erfahrungen und Überzeugungen davon, wie es mit uns Menschen bestellt ist und wie Gott dabei mitlebt und mitwirkt; dazu kommen noch viele kleine oder zufällige, aber persönlich wichtige Elemente.

Christologische Kompetenz bildet sich dann nicht im Repetieren welcher Dogmen auch immer, sondern in der regelgeleiteten Arbeit an konkreten Christusbildern. (Damit kein Missverständnis aufkommt: Auch die Abklärung der Regeln und der Streit um sie kann wichtig werden, z.B. der Streit zwischen lutherischer und calvinistischer Transformation der chalcedonensischen Regel oder neuestens ihr phänomenologisch vertieftes Verständnis; aber das ist ein zweiter Schritt, zur Stärkung einer schon entwickelten Christusfrömmigkeit.) Und, um das nochmals zu betonen, die Ergebnisse auch der »dritten Frage« nach dem historischen Jesus stellen wiederum ein deutendes, d.h. religionskulturell (in diesem Fall vor allem durch wissenschaftliche Methodik) bedingtes Jesusbild dar; genau genommen ein Christusbild, m.E. nicht einmal nur ein privatives.

V.

Selbstverständlich waren der Stoff der jeweiligen Christusbilder immer die Christusbilder des Neuen Testaments und der christlichen Frömmigkeit in ihrer ganzen geschichtlichen Fülle und Vielfalt (auch in ihren Unebenheiten und Rissen). Aber sie wurden immer im Kontext der jeweiligen Vorstellungen von und Ansprüchen an das Menschliche und das Göttliche rezipiert und transformiert und transformierten wiederum auch diese. Geradezu ein Ärger-

nis speziell in der evangelischen Christologie ist freilich, dass sie die auch in den Kirchen der Reformation nicht arme Christus-Ikonographie so gut wie gar nicht wahrnimmt; auch die RGG⁴ überlässt sie der Kunstgeschichte, in einem von »Christologie« und von »Jesus Christus« separierten Artikel »Christusbilder«! Es wäre ein Gewinn auch für die evangelische Christologie, wenn sie nicht dem (missdeuteten) Bilderverbot folgte und sich über den katholischen Herz-Jesu-Kitsch mokierte (dabei aber Ikonen bewundert), sondern ihrer häuslichen Sehschwäche aufhülfe; das führt anschaulich A. Stocks »Poetische Christologie« (4 Bde. 1995–2001) vor Augen – katholisch, liturgienah, aber besser (und viel spannender) als manche protestantische Denkverkampfungen. Zu solchen Verkampfungen zähle ich aber z.B. nicht die Klärung der Metaphorizität der Christologie (R. Zimmermann u.a. 2003) und eine systematikkritisch »wartende«, sapientiale Christologie (H. Rosenau 2012).

Die aktuelle christologische Aufgabe besteht aber nicht nur darin, dass wir unsere eigene Christus-Ikonographie lesen, sondern auch andere Christusbilder, gleich welcher Provenienz, lesen und evaluieren lernen. Da hat es in der bildenden Kunst, in der Literatur, in der Musik und in den visuellen Medien wie dem Film, weniger Mangel denn je. Kein Pfarrer, keine Pfarrerin kann das alles zur Kenntnis zu nehmen, aber sie sollten mindestens das kennen, was die Gemeinden oder auch die Öffentlichkeit bewegt – oder eben nicht berührt. Und hier gibt es erhebliche, für den Christusglauben wichtige Unterschiede in der christologischen Qualität. Es gibt Comics, die christologisch besser sind als der Jesus mancher Bibellustrationen, z.B. die von Schnorr von Carolsfeld, die manche Christenmenschen noch immer für christologisch gut halten. Es gibt unter den über 200 Jesus-Filmen unserer Generation christologisch hervorragende, so dass man sie als evangelische Predigt nehmen könnte (z.B. der schon ältere »Jesus von Montreal«, neuestes etwas schräg, aber theologisch astrein »Jesus liebt mich« 2012); es gibt bedenkliche Deutungen wie M. Scorseses »Die letzte Versuchung Christi« (1988) und auch katastrophale Missdeutungen wie Mel Gibsons Hit »Die Passion Christi« (2004).

In ihrer Wirksamkeit unterschätzt werden die in letzter Zeit sich mehrenden Biographien oder Romane über Jesus

Christus, die auch und gerade von nichtkirchlichen Zeitgenossen gelesen werden – je burlesker, heterodoxer (und erotisch eingefärbter) sie sind, desto höher klettern sie in den Bestseller-Listen. Ein umgekehrter Fall ist etwa die Erzählung des Neutestamentlers(!) G. Theißen »Der Schatten des Galiläers« (1986), 2007 in der 20. Auflage erschienen; aber auch der chalcedonensisch provokante Roman von Philip Pulmann »Der Gute Herr Jesus und der Schurke Christus« (dt. 2011). Literarisch ambitioniert, christologisch fantasievoll, wohl auch riskant ist der Roman K. Huizingas »Mein Süßkind« (2012), der sich dem Leben Jesu mit Maria vor dessen öffentlichem Auftreten widmet, »wie es gewesen sein könnte«. Literarisch eher anspruchslos, auf andere Art riskant ist aber auch der dritte Band der Jesus-Trilogie Benedikts XVI., der die synoptischen Kindheitsgeschichten Jesu auslegt (2012). Die Trilogie insgesamt ist ein respektables Beispiel christlicher Erbauungsliteratur, eines freilich stark normativen Christusbildes. Ihr selektiver Gebrauch historisch-kritischer Exegese muss evangelische Leser nicht ärgern, und ihren besonderer philosophisch-theologischen Impetus können sie mit gelassenem Abstand zur Kenntnis nehmen. Schon weil H. Küng ein schönes, Schleiermacher sozusagen auf katholisch präsentierendes Pendant lanciert hat (Jesus, 2012).

Für Leser, die Hinweise aufs Dichterische unnötig finden: Obwohl der normative Rahmen der Christologie M. Luthers selbstverständlich das Chalcedonense war, hat er nicht überspielt, dass der Christusglaube sich nicht eins zu eins in einem gedanklichen System abbilden lässt, das aus Aussagesätzen besteht, oder sich darauf reduzieren lässt. In seinen christologischen Disputationen von 1539 (über Joh 1,14) und 1540 (über die göttliche und menschliche Natur Christi) ging er daher so weit, von einer Wahrheit zu sprechen, die in

Neuendettelsau Ortsmitte,

3-Zi- ETW, II. OG, 77 qm, 9 qm
Balkon, Bj. 2002, hell, freundlich in
Haus mit 8 Wohneinh.,
VB 149 T€, prov.frei,
TG-Platz möglich (Preis VB).
Tel. Mo.–Fr. 09874-689 34-0

die irdische Wahrheit nicht integrierbar ist, sondern eine andere, eine neue Art Wahrheit darstellt (*duplex veritas*). Diese neue Wahrheit, die Menschwerdung Gottes in Jesus von Nazaret, hat Luther daher am liebsten poetisch und musikalisch ausgedrückt. Man meditiere EG 24!

Dr. Walter Sparr,
Erlangen

Tunis im Frühling 2013

»Die Revolution hat uns verändert«

Am 4. Januar 2011 starb der Gemüsehändler Mohamed Bouazizi an den Folgen seiner Selbstverbrennung. Seine Aktion löste die Proteste des Arabischen Frühlings aus, die Nordafrika erfassten und veränderten. Mit Frau Samia Melki Fessi, Assistenzprofessorin für Wirtschaftsenglisch an der Manouba Universität, Tunis, sitze ich in einem Straßencafé in der Medina im Schatten der mächtigen Djamaa ez-Zitouna (Ölbaummoschee). Die tunesische Feministin und politische Aktivistin ist zuständig für die internationalen Beziehungen des sozialdemokratisch orientierten Forum Democratique (arabisch: Ettakatol = Mit vereinigten Kräften). Ihre Partei ist Koalitionspartnerin in der Regierung von Ministerpräsident Ali Larayedh (Ennahdha; seit 15.03.2013, islamisch) und des CPR (Congress für die Republik, zentristisch). Ihrer Einladung bin ich gefolgt, die Arbeit der Ettakatol kennenzulernen. Religiöse Minderheiten haben mit Spannung und zum Teil mit Furcht über ihre Zukunft nachgedacht. Welchen Weg wird Tunesien einschlagen? Werden Synagoge und christliche Kirche einen Platz in einem neuen Tunesien haben? Während der spanischen Inquisition im Mittelalter erhielten verfolgte Juden Zuflucht und Bleiberecht in Tunesien. Die El-Ghriba-Synagoge auf der Insel Djerba gehört zu den ältesten der Welt. Bedeutende Kirchenväter stammen aus dieser Region. Ich war erstaunt über den gutbesuchten Gottesdienst der Russisch Orthodoxen Gemeinde in der Ave. Mohamed V, obwohl es im vergangenen Jahr zu Übergriffen kam. Nach wie vor gilt Tunesien als ein tolerantes arabisches Land. Ein Exodus jüdischer oder christlicher Tunesier aus religiösen Gründen hat nicht eingesetzt. Wenn sie auswandern dann aus den gleichen

Literatur:

- Ulrich Kühn: Christologie, Göttingen 2003 (UTB 2393)
Ralf Wüstenberg: Christologie. Wie man heute theologisch von Jesus sprechen kann, Gütersloh 2009
Paul Metzger (Hg.): Die Konfession Jesu, Göttingen 2012
Christian Danz, Grundprobleme der Christologie, Tübingen 2013.

Gründen wie ihre moslemischen Nachbarn, die sich in Übersee eine Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation erhoffen. Was wird die Zukunft bringen? Darüber sprach ich mit meiner Gastgeberin.

Wir sitzen hier nicht weit der für Muslime wichtigen Ölbaummoschee. Wird die neue Verfassung islamisch sein?

Der Islam ist Staatsreligion, der Staat bleibt aber weltanschaulich neutral.

Und die Sharia?

Die konstituierende Versammlung und das Parlament haben die Sharia aus der Verfassung heraushalten können.

Wie stehen die Tunesier heute zur Jasmin Revolution? Es gibt ja wiederholt Ausschreitungen, Proteste, und den Mord an Oppositionspolitiker Chokri Belaid, am 6. Februar.

Die Revolution hat uns verändert. Natürlich wurden Fehler gemacht in dieser kritischen Phase der Erneuerung. Ein Wechsel erfordert Zeit. Das es Opfer zu beklagen gibt ist sehr bedauerlich und durch nichts zu rechtfertigen. Es gibt Extremisten salafistischer und linksradikaler Prägung denen es sehr entgegenkommen würde wenn der »Arabische Frühling« scheitern würde. Sie sind Bedrohung und Herausforderung für die Demokratie.

Wie geht es den Tunesiern heute mit der Demokratie? Wie geschieht die Aufarbeitung der Diktatur?

Politische Instabilität verzögert wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Radikale Gewerkschafter rufen zu Streiks für unrealistische Lohnerhöhungen, z.B. in der Phosphat Industrie. Sie hatten ihre Privilegien eingeübt die sie während der Diktatur genossen. Die alten Seilschaften die ihre verlorene Macht zurück wünschen, sind aktiv in den Medien, den Gewerkschaften. Sie

haben ihre Freunde, reiche Geldgeber in den Golfstaaten. Saudi Arabien, das den gestürzten Diktator Ben Ali Asyl gewährt, verhindert die Rückgabe der geplünderten Staatsfinanzen und die Arbeit der Gerichte, ihn für begangenes Unrecht heranzuziehen. Die Revolution hat stattgefunden, wegen des Unrechts und der Ausweglosigkeit der Jugend in unserem Land. Es war eine Revolution für die Menschenrechte. Der Aufbau demokratischer Strukturen und Institutionen geht langsam und mühsam voran. In der arabischen Welt gab es bisher keine Demokratien. Vorrangiges Ziel ist es, das Vertrauen der Menschen in Parlament und Regierung zu stärken. Wir müssen eine Kultur der Demokratie bauen und Prinzipien festschreiben die für alle Tunesier verbindlich sind.

Welche Initiativen unternimmt ihre Regierung der wachsenden Armut und Arbeitslosigkeit zu begegnen?

Wir sind nicht reich an Bodenschätzen, außer Phosphat. Wir sind dabei neue Investoren zu gewinnen für die Modernisierung der Infrastruktur. Sie müssen bereit sein zu unseren Bedingungen zu investieren. Wir erfahren aber wie schwierig das ist, z. B. bei Verhandlungen mit China. Gute Erfahrungen machen wir mit Deutschland, dem drittgrößten Handelspartner und dem viertgrößten ausländischen Investor in Tunesien. Die Bundesregierung unterstützt unsere Aufbauarbeit mit 50 Millionen Euro, wobei Bildung und Wissenschaft besonders gefördert werden. Tunesische Schulden in Höhe von 60 Millionen Euro werden umgewandelt und sind somit frei für Reformmaßnahmen. Unser Land ist beliebtes Urlaubsziel. Es hat in den letzten Jahren an Attraktivität gewonnen. Ich kann hier nur werben, liebe deutsche Touristen bleibt nicht zu Hause sondern besucht uns. Mit jedem Euro den ihr hier ausgeben, unterstützt ihr die Erhaltung und Schaffung neuer Arbeitsplätze.

Aber Revolution, Unruhen, wie soll das mit der auf Sicherheit und Ruhe bedachten Wirtschaft in Einklang stehen?

Die Revolution geschah auch aus wirtschaftlicher Vernunft heraus. Es schadet einer Volkswirtschaft wenn es auf der einen Seite Reichtumsanhäufung der Eliten und auf der anderen Seite Verelendung der breiten Massen gibt. Gerechte Teilhabe aller Tunesier an: Arbeit, Bildung, sozialer Sicherheit, politischer Entscheidung, ist unser Ziel und das ist von Vorteil für die Wirtschaft.

Wie beeinflusst die politische Entwick-

lung der Nachbarregion ihre Fortschritte?

Wir beobachten mit Sorge die militärische Interventionspolitik und Unruhen in Mali. Die Auseinandersetzungen in Libyen, die Unruhen in Ägypten und die Entwicklung in Syrien. In Algerien sitzt eine Regierung, die unsere Jasmin Revolution sehr kritisch beurteilt. Die politische Entwicklung, die Auseinandersetzung um den Weg in eine friedliche Zukunft ist noch lange nicht in ruhigen Fahrwassern. Ungeachtet dessen arbeiten wir für den Frieden.

Sie sind Sozialdemokratin. Beunruhigt Sie das nicht mit einer Islamischen Partei in einer Koalition zu regieren.

Tunesien ist nicht Ägypten. Auch wenn es islamistische Strömungen und Störversuche aus der Moslembruderschaft

gibt, verfolgen wir weiter unser Ziel, mit den gemäßigten Kräften der Ennahdha zusammenzuarbeiten. Das dient dem Land, weil dadurch die Extremisten isoliert werden. Die Moslembrüder sind Teil der Gesellschaft. Wir leben mit ihnen, akzeptieren wer sie sind und verlieren dabei unsere Ziele nicht aus den Augen. *Welche Ziele?*

Sozialdemokratische Politik. Sie gewährt Gleichberechtigung der Geschlechter, Harmonie, Fairness, Toleranz in Politik, Gesellschaft und Religion. Gerade was die Gleichberechtigung betrifft haben wir viel erreicht.

Ich danke Ihnen für das Gespräch.

Alois Schwarz

*Dekanatsmissionspfarrer, Nördlingen
Kontaktperson: Interreligiöser Dialog
und Islamfragen in der ELKB*

Da war doch was...

Che Guevara würde 85

Manche werden nie alt. An diesem Punkt kommen zwei Persönlichkeiten zusammen, für die das Stichwort »Ikone« plastischer zutrifft als für die ebenfalls so titulierten Pop-Ikonen. Jesus und Che Guevara. Unter diesem Blickwinkel mag es akzeptabel sein, beide in einem Atemzug zu nennen. Am 14. Juni wäre Che Guevara 85 Jahre alt geworden. Sein Bild prangt auf Postern in Zimmern oder schmückt das T-Shirt eines Jugendlichen. Wenn wir uns näher mit Che Guevara beschäftigen, wird jedoch schnell deutlich, dass eine Ikone mehr über die Verehrer verrät als über den Verehrten. Das lädt zu spannenden selbstkritischen Betrachtungen der Jesus-Verehrung ein.

Che Guevara wurde am 14. Juni 1928 in Rosario (Argentinien) geboren – das Datum ist nicht ganz unumstritten, weil einer seiner Biographen behauptet, Guevaras Mutter hätte die Geburt nachdatiert, um die Schwangerschaft bei der Hochzeit zu vertuschen. Sein »Berufungserlebnis« hatte er wohl 1951, als er mit einem alten Motorrad durch Lateinamerika tourte und den Kontrast zur eigenen Herkunft realisierte: die erschreckende Armut der ruralen Bevölkerung und die sozialen Kontraste. Schon als kleines Kind asthmakrank, hatte er Medizin studiert und promovierte 1953. In diese Zeit fiel auch der Beginn seiner Verehrung von Stalin, dessen Brutali-

tät er keineswegs ausblendete, sondern übernahm. Seinen Kampfgefährten, den Kubaner Fidel Castro lernte er 1955 kennen, drang mit ihm 1956 auf Kuba ein und kämpfte als Comandante im Guerillakrieg erfolgreich gegen den von den USA unterstützten blutigen Diktator Batista.

Diese Zeit wurde später sehr romantisiert. Doch er hat sie mit Blut gezeichnet und blieb dabei. Er wollte den »Neuen Menschen« erzwingen, nicht durch materielles Locken, sondern durch hohe moralische Ansprüche wie auch durch gewaltsame Methoden. Der Arzt, der Leben retten sollte, wurde zum Dauerrevolutionär, der Leben vernichtete. Er ordnete Todesurteile (auch ohne Gerichtsverhandlung) an und vollstreckte sie teilweise selber.

Der Übergang vom Revolutionär zum Politiker gelang ihm nicht – und dieses Misslingen kostete vielen Menschen das Leben. Dass er ein von den USA unabhängiges Kuba aufbauen wollte, war angesichts der Unterstützung, die die USA auch noch Jahrzehnte später üblen Diktatoren gewährte (nicht ohne gigantische materielle Gegenleistungen), verständlich. In seine Zeit fiel auch die misslungene Invasion in der Schweinebucht durch die USA (Kennedy) 1961 und die Kubakrise, wo es um die Stationierung von Atomraketen in Kuba durch die UdSSR ging (»vor der Haustüre

der USA«). Guevaras üble Rolle war die Geringschätzung menschlichen Lebens – er wäre bereit gewesen, Atomraketen auf die USA abzufeuern und nahm der UdSSR ihren Weg der »Friedlichen Koexistenz« übel – 1960 hatte er zum Mißfallen der sowjetischen Regierung vor Stalins Grab Blumen niedergelegt; Mao schien ihm der bessere »Kommunist«. Dass er Gewalt als Mittel der Politik legitimierte, untermauerte er noch 1964 auf einer Rede vor der UNO.

Dem Revolutionär blieb nur noch die Flucht aus der Politik; als Geschäftsmann getarnt verließ er Kuba in Richtung Kongo. Die afrikanische Revolution scheiterte – aus seiner Sicht mangels Disziplin. Schließlich kämpfte er sich durch Südamerika, wo er am 8. Oktober 1967 in Bolivien in einem Gefecht gefangen genommen wurde und tags darauf ohne Gerichtsverhandlung hingerichtet wurde – eine Methode, die er durch eigene Praxis als Minister in Kuba legitimiert hatte.

Der tote Revolutionär, schon zu Lebzeiten legendär, wurde mehrfach fotografiert, teilweise aus Perspektiven, die eine Art von Heiligenbildern als Ergebnis hatten. Dieser Heilige hatte noch 1967 in einer international rezipierten Schrift aufgerufen, »zwei, drei, viele Vietnams« zu schaffen und sich als Guerilla im Kampf von »unbeugsamem Hass« antreiben zu lassen, als »effektive, gewaltsame, selektive und kalte Tötungsmaschine«. In der aufgeheizten politischen Atmosphäre des Europas von 1967/68 wurde es auch hier gedankenlos hochgejubelt von jungen Menschen, die der faschistischen Elterngeneration gerade solches Denken vorwarfen.

Jesus und Che Guevara in einem Atemzug? Ja, sogar zweimal. Einmal, wenn es um Devotionalien geht: Von Jesus wie vom toten »Che« gibt es Reliquien und Anhänger, die sich einen Dreck um die konkrete Person scheren und sie auf diese Weise sogar in eine Reihe stellen können. Ein zweites Mal, wenn Guevara Jesus exekutiert. Denn so kontrastreich sind diese beiden Ikonen: Eine Revolutionär, der mordet und einer, der sich ermorden lässt.

Für mich war die Beschäftigung mit Che Guevara, der in meiner Generation auch von Freunden verehrt wurde, sehr aufschlussreich, weil es um einen letztlich quasi-religiösen Fanatismus geht – bei dem Revolutionär wie auch bei Anhängern. Um eines am Schluss noch festzuhalten: Damit sage ich nichts, wirklich nichts, gegen die Ziele



Päpste allerorten, auch für Torten

S.E. Gerhard Ludwig Müller
Congregatio pro doctrina fidei
Palazzo del Sant' Ufficio
00120 Città del Vaticano

Eben bereite ich den Versand des folgendes Briefes an die Presse vor, da lese ich im **KORRESPONDENZBLATT** Nr. 4/13 im Artikel von Herrn Schoßwald von Timothy Leary, dem »Drogen-Papst«. Also schicke ich Ihnen meine Beobachtungen zu den Bindestrich-Päpsten und meine Anfrage nach Rom. Ob er dort jemand liest? Schau mer mal. Ich hoffe, die Lektüre macht Ihnen ein wenig Spaß.

»Tiefkühlortent-Papst verstorben« (Pressemeldung März 2013)
Anfrage: Liegt hier ein Missbrauch des Papsttitels vor?
Sehr geehrte Exzellenz,
in letzter Zeit erlebe ich eine Flut von Meldungen, in denen der Titel »Papst« auftaucht. Allerdings ist damit nicht der einzig wahre Papst auf dem Stuhl Petri in Rom gemeint. Es geht vielmehr um irgendwelche »Bindestrich-Päpste« wie

Tiefkühlortent-Papst, Literatur-Papst, Filmkritiker-Papst, Musicalpapst, Weinpapst, Finanzpapst... Ich habe mir diese Aufzählung nicht aus den Fingern gesogen. Jeder dieser Titel war in der Presse-zu finden; und es gibt noch viele in dieser Art -eine Inflation von Päpsten! In meinem Lexikon steht »Papst: Bischof von Rom, nach römisch-katholischer Lehre Nachfolger von Petrus und Stellvertreter Christi«. Eine Kritik von kirchlicher Seite an der Inanspruchnahme des Papst-Titels für vermeintliche Größen aus Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft habe ich bisher nirgendwo gelesen. Während sonst zu manchen Strömungen des Zeitgeistes, auch von Ihrer Seite, sehr pointierte und streitbare Äußerungen zu hören sind, ist die, wie es scheint, missbräuchliche Verwendung von »Papst« nicht im Fokus. Selbst ich als evangelischer Christ bin darüber verwundert.

Nun meine Fragen: Hat sich die Kirche schon einmal mit dem Thema »Bindestrich-Päpste« befasst? Gibt es dazu offizielle Äußerungen? Wäre es eventuell sinnvoll, den Begriff »Papst«, notfalls juristisch schützen zu lassen - als Alleinstellungsmerkmal der römisch-katholischen Kirche?

Oder zählt der weltliche Gebrauch des Papsttitels zu den »Adiaphora«, zu den Dingen und Handlungen also, die das Bekenntnis des Glaubens nicht gefährden, und somit ethisch neutral sind? Wenn das so ist, bitte ich um eine Bestätigung. Das wäre nicht nur für mich ein Zeichen kirchlichen Humors, der weise lächelnd über floppige Wortschöpfungen hinwegsieht. Ein Zeichen auch für die unantastbare Würde des Amtes, die selbst von »Bindestrich-Päpsten« nicht zu beschädigen ist. Positiv gewendet: Papst wäre dann das höchste Prädikat für jemanden, der in seinem Bereich absolute Spitze ist.

Ob die Geschichte wirklich so harmlos ist? Deshalb abschließend noch einmal meine Frage in zugespitzter Form: Wird der Begriff »Papst« in Verbindung mit Wein, Krimis, Musical und dergleichen missbraucht oder gehört das zu den »Adiaphora«? - Da dieses Thema von öffentlichem Interesse ist, habe ich die Form des offenen Briefes gewählt.

Über eine Antwort auf meine Anfrage würde ich mich sehr freuen.

Mit bestem Dank und
freundlichen Grüßen

*Hartmut Preß, Pfarrer i. R.,
Bamberg*

Was mir auf der Seele brennt

Es ist davon auszugehen, dass derzeit ein Drittel der Bewohner unseres Landes keiner Kirche angehören. Aus unserer bayerischen Kirche (ELKB) sind 2010 und die Jahre zuvor jedes Jahr ca. 20000 Menschen ausgetreten, 2011 haben uns rund 17.000 Menschen verlassen, bei 4000 Eintritten und Taufen von Erwachsenen, 2012 sind die Zahlen wohl ähnlich, auch wenn sie noch nicht vorliegen. Wenn das so weitergeht, wo wird das enden? Können wir da so weitermachen wie bisher?

Es ist sicher im Medienzeitalter ein großes Handicap, dass die Evang. Kirche nicht mit einer Stimme sprechen kann, sondern mit allen möglichen und unmöglichen Stimmen in der Öffentlichkeit erscheint. Da geht es uns wie den demokratischen Parteien, wo der eine so und die andere so redet, die Gesellschaft nimmt uns in diesem Stimmengewirr immer weniger ernst. Die Folge davon ist, dass in öffentlichen oder medialen Diskussionsrunden wir kaum mehr zu Gehör kommen und man z.B. im Fernsehen vom »katholischen Himmelfahrtstag« spricht. Wir werden immer mehr zur Minderheitskirche, die im öffentlichen Leben keine Rolle mehr spielt. Von evang. Volkskirche, zu der wir doch berufen sind, ist nicht mehr viel zu spüren, zumindest hier in der Großstadt und in Oberbayern. Das hat früher oder später Folgen auf unser Wirken in der Öffentlichkeit, z.B. auf den öffentlichen Religionsunterricht und natürlich auf unsere Finanzen. Wir lange noch werden wir das Kirchensteuer-System noch aufrecht erhalten können?

Sicher, hier in Bayern werden wir von der großen römischen Bruder-Kirche mit hochgehalten und können in ihrem Fahrwasser mit schwimmen. Wir sehen, dass diese Kirche trotz aller Skandale in der letzten Zeit in der Öffentlichkeit immer noch eine große Rolle spielt wie bei der Papstwahl und beim vorherigen Abschied des bayerischen Papstes. Die r.k. Kirche hat viele Möglichkeiten durch ihr Jahrtausend-altes System der Rituale und Liturgie sich immer wieder ins Licht zu setzen. Auch in vielen Spielfilmen ist der r.k. Pfarrer populär und wird wirkungsvoll in Szene gesetzt. Diese ansprechenden Bilder prägen und setzen sich auch bei Ausgetretenen im Unterbewussten fest. Das müssen wir Evangelischen - vielleicht auch ein wenig neidisch - sehen und anerkennen. Was können wir da tun und wie können wir mehr Anerkennung erreichen? Es ist

wohl typisch, dass Herr Dr. Beckstein hier mehr Repräsentation für unsere Kirche fordert, sozusagen einen Evang. Erzbischof. Das ist schön katholisch gedacht, aber warum sollten wir nicht einen repräsentativen evangelischen leitenden Bischof haben, der kraft seines Amtes nach außen hin sprechen, klären und wirken kann. Bischof Huber hat diese Rolle gut ausgefüllt, Frau Käbmann auch, leider nur sehr kurz. Der Bundespräsident Gauck, da hat der CSU-Politiker Gauweiler recht, passt sich immer mehr dem politischen Mainstream an und scheint zu vergessen, dass er mal evang. Pfarrer war. Ja, es ist jetzt um unsere Kirche recht still geworden, obwohl doch das Luther-Jubiläum bevorsteht. Da könnte man schon sehr wütend werden, dass wir unsere Chancen so verspielen und in der Öffentlichkeit so unscheinbar geworden sind, auch wenn sich unser neuer Landesbischof Bedford-Strom sehr bemüht, seine evang. Stimme zu erheben. Noch mehr kommt diese Enttäuschung hoch, wenn man liest, was Martin Luther alles in seiner Zeit unternommen hat, welches Risiko, welches Wagnis er auf sich genommen hat um des Evangeliums willen. Die Wirkung dieses Einzelnen gegen die mächtige katholische Kirche und gegen die weltliche Macht des Kaisers war ungeheuer.

Sind wir inzwischen so in unsere modernen Bequemlichkeiten eingelullt, dass wir gar nicht mehr wissen, was das Evangelium bedeutet und welche geistliche Macht in ihm steckt? Sind wir schon so vom »Relativismus« der heutigen Zeit (Papst Benedikt) verseucht, dass der Schwerpunkt nicht mehr auf der Qualität der Predigt liegt? Was bedeutet das, wenn die Nachteile alter Pfarrhäuser, die vielleicht teure Heizung, die Versteuerungen der großen Wohnungen, die Teilzeiten wichtiger sind für viele von uns als das Evangelium glaubhaft zu verkündigen? Schnell eine Predigt aus dem Internet, dann sie auch noch abzulesen – kann es das sein? Das alles sind in meinen Augen falsche Prioritäten, Prioritäten nicht des Glaubens, sondern des Unglaubens.

Dabei müssten wir doch alle spüren, dass wir in einer Zeit des Umbruchs leben, wo die alten Werte zusammen gebrochen sind, wo Geld und Sex den Primat übernommen haben, fast möchte ich mit Luther sagen »auf Teufel komm raus!« Dass der Bußtag einfach abgeschafft wurde, wen hat das in der Pfarrerschaft schon bekümmert? Eine

schwierige Predigt weniger! Der Widerstand von der Kirchenleitung kam viel zu spät. Der damalige SPD-Synodalpräsident hat das mit der Landessynode getan, um angeblich einen Feiertag für die Arbeitnehmer zu opfern. Solch einen geistlosen Unfug haben wir uns geleistet (der alte Bischof war krank, der neue versuchte noch eine Wende, aber es war zu spät!). Auch Konzilien / Synoden können irren, wie Luther schon in Leipzig 1518 festgestellt hat. Hoffentlich wachen wir rechtzeitig auf, wenn es um die Gleichstellung der Homosexuellen mit der Ehe geht. Oder wer kann das glaubhaft von der Bibel her begründen? »Was würde der Herr Jesus dazu sagen?« – die alte Niemöller-Frage gilt. Das ist doch der Zeitgeist, den wir hier anbeten. Aber »Du sollst Gott, Deinen Herrn anbeten und ihm allein dienen!« (Mt.4,10)

Das neue Lutherbuch von Heinz Schilling, einem Nichttheologen und gründlichen Fachmann für Europäische Geschichte der frühen Neuzeit, bringt uns einen Luther nah, wie ich ihn noch nicht kannte (C.H. Beck-Verlag). Sein Untertitel ist bezeichnend: »Rebell in einer Zeit des Umbruchs«. Er zeigt uns die Glaubensstärke und den unbedingten Durchsetzungswillen Luthers in einer Zeit, wo die Systeme des Mittelalters mehr und mehr zusammen brachen und eine große Neuausrichtung in ganz Europa stattfand. Martin Luther war da mitten drin mit einem Mut, der für uns heute unvorstellbar und wirklich zum Staunen ist. Was hat dieser Mann alles gewagt gegen eine gewaltige und gewalttätige Mehrheit. Er wusste sich ganz mit Gott verbunden, von seinem Geist durchdrungen und hatte dadurch eine ungeheure Vollmacht.

Nachdem Luther heutzutage fast nur als Judenfeind zitiert wird und von dem Einmaligen seiner Reformation kaum mehr die Rede ist, tut es einfach gut, von einem profanen Geschichtswissenschaftler seine Würdigung zu lesen. Gewiss sind auch für ihn die Ausfälle gegen die Juden in den letzten Jahren nicht zu leugnen (manche sagen, so zitiert er, wäre Luther nur drei Jahre früher gestorben, dann gäbe es nicht diese Beschimpfungen!), aber er führt sie zurück auf seine Gallen- und Darmleiden. Außerdem war Luther kein Antisemit im Sinne unserer Zeit, er wollte es nur nicht hinnehmen, dass die Juden jetzt, wo das Evangelium von Jesus Christus so deutlich auf dem Leuchter steht, sich immer noch nicht zu ihrem Messias bekehren.

Außerdem wurden an Luther von einem jüdischen Konvertiten namens Antonius Margaritha die schlimmsten Gräueltaten weiter gegeben, die man den Juden schon damals angehängt hatte. Luther hat das für bare Münze genommen – leider. Er hatte keine andere Quelle zur Korrektur dieser böswilligen Behauptungen, aber er wollte auch mit seinem hohen Sendungsbewusstsein keine andere Religion in seinen evangelischen Landen dulden und forderte seinen Kurfürsten auf, die Juden zu vertreiben. Was mich fasziniert an diesem Lutherbuch ist die Parallele des Umbruchs auch in unserer Zeit. Meine Frage ist, sind wir für diesen Umbruch gerüstet oder machen wir einfach gedankenlos weiter, bis es nicht mehr geht?

In den Gemeinden sind wir ja gut vernetzt, da blüht auch die Ökumene in einer fast selbstverständlichen Zusammenarbeit. Da wird schon manches praktiziert, was die r.k. Kirche eigentlich verbietet. Dagegen stößt mir auf unserer Dekanats-Ebene oft die Umständlichkeit in den Entscheidungen auf: Schon allein die vielen Gremien: Kirchenvorstand, Prodekanats-Ausschuss, Prodekanats-Synode, Dekanats-Ausschuss, Dekanats-Synode usw. bis hin zu Landeskirchenrat und Landes-Synodal-Ausschuss, Landes-Synode. Hier stelle ich eine Überdemokratisierung fest, die uns manchmal daran hindert, Dinge durchzuführen, die geistlich notwendig sind. Viel Kraft der Pfarrer und Pfarrerrinnen wird in diesen Gremien verschwendet und viel Zeit muss für Bürokratisches aufgewandt werden. Ein Pfarrer/ eine Pfarrerin gehört aber in die Gemeinde zu Haus- und Krankenbesuchen, nicht nur zu Jubel-Geburtstagen. Das ist wichtig für den Gemeinde-Aufbau, nicht nur schöne Events, damit eine Gemeinde einladend wirkt. Dabei sollte der Landeskirchenrat seinen Pfarrern / Pfarrerrinnen in schwierigen Situationen mehr beistehen, schneller helfen und nicht so lange warten, »bis das Kind in den Brunnen gefallen ist«. Außerdem sollte er seine nicht immer sehr mutigen Entscheidungen nicht hinter der Anonymität des LKR verstecken.

Neu zu überdenken ist auch immer wieder unsere Gottesdienst-Gestaltung. Wir kann es sein, dass in mancher Predigt nie der Name Jesus Christus vorkommt? Das habe ich schon dreimal in verschiedenen Gottesdiensten erlebt. Auch finde ich die unbiblische Gebetsanrede »Guter Gott« nicht gut. Keiner traut sich mehr Vater oder Herr zu sagen, dabei ist »Ky-

rios Jesus« das älteste Bekenntnis der Christenheit und Jesus hat uns gelehrt »Vater unser« zu sagen. Ein Gottesdienst soll einladend sein. Es gibt sehr gelungene Begrüßungen, die uns als Gottesdienstteilnehmer wirklich gleich mit herein nehmen. Tödlich unangebracht finde ich Abkündigungen am Anfang, weil sie sofort den Spannungsbogen eines gut liturgisch geführten Gottesdienstes abbrechen und zerstören. Nein, der Anfang muss straff, aber freundlich durchgeführt werden. Die Lieder und Melodien sollten nicht zu fremd sein, höchstens ein neues Lied und dann nicht am Anfang, damit man sich als Besucher angenommen fühlen kann. Schlimm sind langweilige Predigten; denn es muss in der Predigt um etwas gehen, »was uns unbedingt angeht« (P. Tillich). Es muss ein Thema sein, das die Menschen sofort anspricht. Bei einem sehr theologischen Thema ist oft ein Einstieg »e contrario« hilfreich. Die Sache muss spannend gemacht werden, nicht nur vom Damals reden, sondern das Damalige hat nur dann eine Berechtigung, wenn es in das Heute umgewandelt wird. Es geht nicht um das »Es war einmal...«, sondern um das Jetzt!

Was soll man dazu sagen, wenn mir ein Mann beim Sport erzählt: Ja, der Heilige Abend ist wunderschön mit Kerzenbeleuchtung, wenn dann das Licht ausgeht, der Baum den dunklen Kirchenraum erleuchtet und dann »Stille Nacht« gesungen wird, aber ich fürchte die langweilige Predigt, die ich mir dabei anhören muss.

Können wir wirklich nur Langeweile verbreiten? Haben wir nichts Besseres zu bieten? Ist das unsere ganze Herrlichkeit am Heiligen Abend? Hier sollte auch der Landeskirchenrat mehr tun. Warum werden nicht unsere besten Prediger eingesetzt, hier gute Meditationen zu schreiben und den armen und vielgeplagten »Frontpfarrern« hilfreich zur Seite zu stehen? Wissen die vielen Extra-Pöstchen-Pfarrer und die zahlreichen Rundfunk-Prediger/Predigerinnen wie eingespannt ein Gemeinde-Pfarrer/eine -Pfarrerin in der Adventszeit ist? Da müsste ein neues Verantwortungsgefühl auch unserer Kirchenleitung einsetzen, dass man nicht jeden/jede einzelne(n) Gemeindepfarrer(in) vor sich hin wurschteln lässt, ihn/sie vielleicht gar noch mit irgendwelchen Statistiken plagt, sondern ihn/sie geistlich unterstützt auf Kirchenkreis- oder Dekanats-Ebene. Welch sonderbaren und abseitigen Themen haben oft Pfarrkon-

ferenzen.

Das Soziale wird sehr betont in unseren Kreisen und doch machen uns dann professionelle Diakonien wieder unglaublich. Ich habe mich ziemlich geärgert, als vor Kurzem in einer Sendung von Günter Jauch der Fall eines Diakonie-Chefs aus Hannover geschildert wurde, der eine Putzfrau, die den indischen Sicks angehörte, entlassen hat, weil sie nicht evangelisch gewesen sei.

Die professionellen Diakonie-Anstalten (mit Boni-Gehältern an der Spitze – siehe Rummelsberg!) und geringer Entlohnung der einfachen Mitarbeiter sind kein Ruhmesblatt für unsere Kirchen. Sie haben auch manche ehrenamtliche Tätigkeit in den Gemeinden abgewürgt, wobei man allerdings sagen muss, dass viele soziale Arbeit wirklich nur von gut ausgebildeten Profis durchgeführt und ausgehalten werden kann.

Aber wir als Pfarrer/innen sind keine Sozialarbeiter, sondern Verkündiger des Wortes Gottes und Seelsorger. Das war seit Luther unsere evangelische Stärke. Das sollten wir wieder mehr begreifen und wahrnehmen. Dazu gehört auch, dass ein/e Gemeindepfarrer/in großzügig ist im Erteilen von Zessionen oder Dimissorialen bei Kasualien – und nicht kleinliche Machtspielchen damit treibt, wie ich es leider mehrfach erleben musste. Denn unseren Gemeindegliedern sind Sprengelgrenzen oft völlig unwichtig – manche Grenzen sind ja auch reichlich willkürlich! Entscheidend ist doch, dass der Pfarrer oder die Pfarrerin, zu denen sie eine seelsorgerliche Beziehung haben, dann auch eine Trauung, Taufe oder Beerdigung durchführen darf. Auch das hat eine alte lutherische Tradition.

Zuletzt: Wichtig ist für uns alle, dass wir mit Freude und tiefer Überzeugung uns an die Wurzeln unserer Evang.-Luth. Kirche erinnern, die »Freiheit eines Christenmenschen« zum Ausdruck bringen und es wagen, in der Öffentlichkeit auch dem Materialismus und dem oberflächlichen »Panem et Circenses« widersprechen. Dass wir uns auch trauen, eine lutherische Widerrede zu halten, auch gegenüber den wiederholten Diffamierungen der Kurie und des Papstes! So können wir uns auf das Reformations-Jubiläum 1517 einstellen, dass wir uns freuen, evangelisch zu sein und uns dieses festliche Gedenken zum Segen wird.

Gerhard Nörr, Pfarrer i.R.,
Grünwald

Hey Papa!

»Du, Gott, bist uns Vater und Mutter
im Himmel«

»Gott, Ursprung, von dem ich herkomme«

»Hey, Papa aus dem Himmel!«

Um es gleich vorweg zu sagen: Mir geht es nicht darum, ob man das Vaterunser so beten darf: »Du, Gott, bist uns Vater und Mutter«. Meine Frage ist, ob man das eine eine »Übersetzung« nennen darf.

Gefunden habe ich diese Umarbeitung des Vaterunsers in der BIBEL IN GERECHTER SPRACHE, da nennen die Verfasser ihr Werk schon in der Einleitung (S. 9) ausdrücklich eine »neue Übersetzung«. Ich habe da eine Reihe von Bedenken:

Beim Evangelisten Matthäus (6,9) heißt das (natürlich auf Griechisch) »Pater hemôn« – also wortwörtlich: »Vater – von uns«. Nun hat Jesus mit seinen Jüngern natürlich nicht griechisch gesprochen; alle Kenner sind sich daher einig, dass er abûn gesagt habe¹. Ab heißt im Hebräischen Vater, im frühen Aramäisch sagte man ebenfalls ab, später dann abba oder abbu². Die Endung -n bedeutet unser, abûn also »unser Vater«. Jesus hat demnach mit Sicherheit gesagt: »unser Vater« – etwas anderes zu behaupten ist Betrug!

Das aramäische Wort abba finden wir übrigens dreimal im Neuen Testament. Zunächst im Evangelium; da sagt Jesus nach dem Bericht des Markus: »Abba, alles ist dir möglich. Lass diesen Kelch an mir vorübergehen!«³ Die meisten Übersetzer haben hier – wie schon Martin Luther – dieses aramäische Wort in den deutschen Text übernommen (sogar in der Eine-Welt-Übersetzung der Zeugen Jehovas lesen wir abba). Nur die BIBEL IN GERECHTER SPRACHE schlägt hier einen anderen Weg ein: Aus dem abba wird hier: »Gott, Ursprung, von dem ich herkomme, dir ist alles möglich. Lass diesen Kelch an mir vorübergehen!«⁴ Ich muss hier noch einmal deutlich darauf hinweisen: Es geht mir nicht darum, ob man das Wort abba bzw. Vater heute so interpretieren kann (darauf werde noch zu sprechen kommen), es geht einfach darum: Wenn wir behaupten, Jesus habe im Garten Gethsemane

1 Wann der Buchstabe B im Hebräischen und im Aramäischen wie b und wann er wie w ausgesprochen wird, ist ein längeres Kapitel.

2 Es gab damals (und gibt heute noch) verschiedene aramäische Dialekte!

3 14,36; Übersetzung Ulrich Wilckens

4 Auf die beiden anderen Abba-Stellen (Röm. 8,15 und Gal. 4,6) möchte ich hier nicht weiter eingehen.

gebetet »Gott, Ursprung, von dem ich komme«, dann ist das nicht wahr!

Solche Fehlübersetzungen können schwere Folgen haben. Wenn z. B. ein Muslim sich gewissenhaft über unseren Glauben informieren möchte, dann liegt es für ihn nahe, in unserer Heiligen Schrift zu lesen. Wenn er dabei dann feststellt, dass Christen ihre Bibel nach Gutdünken verändern, dann fühlt er sich bestätigt: »Also stimmt es, was im Koran behauptet wird: Christen haben, ebenso wie die Juden, ihre Heilige Schrift verfälscht« (vgl. z. B. Sure 5, 13-14 »Sie entstellen den Sinn der Worte«) – »und sie tun es ja heute noch«, wird er weiter denken.

Aufregend ist für mich auch die Vorstellung, dieser Gedanke der »Bereinigung der Bibel« könne Schule machen: mit dem gleichen Recht könnte man dann auch andere »Bibelkorrekturen« durchführen und »Übersetzung« nennen. Eine Arisierung der Bibel hat es ja schon einmal gegeben! Nach demselben Prinzip könnte man etwa eine »aufgeklärte Bibel« erstellen, wo alle Wunderberichte rational erklärt werden (»Jesus – ein Heilpraktiker« oder »Jesus, der geschickte Lotse«); eventuell auch eine esoterische Fassung der Evangelien (»Jesus, der Magier«, womöglich auch »Jesus – ein Außerirdischer«), vielleicht sogar eine Vegetarier-Bibel – der Phantasie wären Tür und Tor geöffnet. Deshalb mein Grundsatz: Am Text selbst darf nicht experimentiert werden! Wenn wir damit anfangen, zerspalten wir die Kirche! (Dasselbe gilt nach meiner Überzeugung übrigens auch für das Credo!)

Nun noch zu einer ganz anderen Art des »Übersetzens«; in der sog. Volx-Bibel beginnt das Vaterunser folgendermaßen: »Hey, Papa aus dem Himmel! Es geht darum, dass du und dein Name in dieser Welt ganz groß rauskommen!«

Um die Absicht dieser »Übersetzung« deutlich zu machen, hier noch ein Vers aus der Bergpredigt: »Ihr seid wie ein Kühlschrank für diese Welt – ohne euch würde alles vergammeln« (Matth. 5,13). Als ein Experiment kann ich eine solche Übertragung gelegentlich gut finden: wir werden nachdenklich gemacht und gerade wenn uns Bibelworte vertraut sind, tut es uns allen (auch den Alten) gut, das Gewohnte einmal ganz neu zu betrachten.

Sehr fragwürdig scheint es mir aber, wenn man das eine »Übersetzung« nennt, wenn man also behauptet, Jesus habe das so gesagt. Eine Bibelübertragung, in der Gott verniedlicht wird, kann

nicht zu einem echten Gottesverständnis führen. In dieser »Übersetzung« des Vaterunsers wird im ersten Satz dem zweiten widersprochen: Gottes Name wird nicht geheiligt! Man darf eine Botschaft nicht dem Geschmack der Empfänger anpassen. Das ist genau das, was in der Bibel den »falschen Propheten«⁵ vorgeworfen wird: sie sagen, was dem König bzw. den Leuten gefällt. Eine verständliche Sprache – ja! Aber nicht auf Kosten des Inhalts!

Ich muss noch einmal darauf zurückkommen: Es geht nicht darum, wie wir den Text der Bibel heute auslegen und verstehen; es geht mir einzig darum, wann man einen Text als »Übersetzung« bezeichnen darf. Eine völlig andere Sache ist es, wenn jemand sagt: »Ich verstehe das so.« Wenn mir jemand sagt, »für mich ist Gott nicht nur mein Vater, sondern gleichzeitig auch meine Mutter«, dann ist diese subjektive Aussage für diesen Menschen richtig. Es ist dann nicht nötig zu behaupten, das hätten die Menschen vor zweitausend Jahren auch schon so verstanden.

Allerdings habe ich persönlich da auch einige Bedenken: sowohl »Vater« wie »Mutter« sind letztlich Bilder, menschliche Vorstellungen von etwas, was wir uns nicht vorstellen können. Wir müssen uns daher immer wieder deutlich machen: alles, was wir über Gott sagen, das ist menschlich ausgedrückt. Ich sage für mich am liebsten: »Gott, das uns zugewandte ewige DU«.⁶

Zum Schluss noch eine ganz persönliche Aussage über Gott und sein Verhältnis zum Menschen: der islamische Mystiker Dschelaleddin Rumi (1207-1273) drückt sein persönliches Gotteserleben in einem Gedicht einmal so aus:

»Wir sind wie Flöten,
die Melodie in uns kommt von dir!«
Tilmann Steinert
Pfarrer in Oberstdorf

5 Vgl. etwa Micha 3,11 und das 13. Kapitel des Propheten Hesekiel.

6 »zugewandt«: Psalm 136,8: »gnädig« ist genauer zu übersetzen mit »zugewandt«.

Tiefe und Ästhetik

Ist Kirche wirklich (S)pitze?

Im Vorfeld der Frühjahrssynode hat Landesbischof Bedford-Strom und Landsynodalpräsidentin Deneke-Stoll sich zum Schwerpunktthema »Gottesdienst« zu Wort gemeldet. Letztere stellte fest, dass die Gottesdienste »wärmer« werden

müssten um eine größere Zahl an Besuchern zu bekommen. Ich glaube auch, dass genau an dieser Stelle, nämlich beim Mangel an Emotion innerhalb der gottesdienstlichen Feier – neben manch anderem – ein Grund für geringe Gottesdienstbesucherzahlen zu suchen ist. Sicherlich ist in diesem Zusammenhang der/die Liturg/in des Gottesdienstes in besonderem Maße gefragt. Aber eben nicht nur. Viele unserer Kirchen strahlen eher emotionale »Kälte« aus. Freilich ist das manchmal auch ein individuelles Empfinden, manchmal auch subjektiv. Welche Emotion bewegt mich im Jahre 2013, wenn ich eine Altardecke mit vorne überhängender Spitzenbordüre sehe? Was lösen – manchmal farblich ausgeschossene – Paramente in mir aus, die weit über 50 Jahre bereits an Kanzel und Altar hängen? Welche ästhetische Empfindung ergreift mich durch einen Plastikschränker über der Altardecke? Was macht eine immer genau in der Mitte aufgeschlagene Altarbibel mit mir, die aus den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts stammt und aus der seit Jahren niemand mehr liest? Was geschieht mit mir bei der für mich heiligen Begegnung mit Gott in Wort und Sakrament – emotional betrachtet – wenn ich beim Abendmahlsgang das rotbekappte braune Apothekerfläschchen mit dem Reinigungsalkohol entdecke? Was durch Taufsteine, die als Blumenstativ dienen, Chorräume, in denen Stühle gestapelt stehen, rotglühende Konvektoren, die wie Petrus und Paulus den Altar umrahmen, Yucca-Palmen, die Gemeindegliedern zuhause wohl zu groß geworden sind? Durch einen Liturgen, der eine Gewandung trägt, die mal so rundum 200 Jahre in seiner jetzigen Form auf dem Buckel hat? Durch Beffchen, als Rudiment eines um 1680 zur ursprünglichen bürgerlichen Tracht der Männer(!) gehörenden Kragens? All diese nonverbalen Signale erreichen mich und berühren mich in meiner gottesdienstlichen Empfindung. Ja, ich bin mir darüber bewusst: es sind Äußerlichkeiten. Aber was kann ich tun, wenn ich merke, dass eine Vielzahl dieser Signale mich in eine Art »Freilandmuseum« führen, in das ich mich sonntagmorgens nicht aufgemacht habe es zu besuchen? Aus eigener Erfahrung weiß ich, dass selbst die von so vielen sich gewünschte »ansprechende Predigt« nicht nur nicht immer gelingt, sondern auch gegen so viel »Störfeuer« nur schwerlich ankommt. In einem weiteren Artikel zum Thema »Wärme im Gottesdienst« müsste

man über die verwendete gottesdienstliche Sprache in Liturgie und Gemeindeglied nachdenken, desgleichen über eine Neugestaltung der Perikopenordnung. Auch wie allein bereits Kirchenbänke moderne Menschen negativ aufladen können, indem sie Disziplinierung vorgeben. Welche Chancen könnten vor uns liegen, wenn unsere Kirchen und Gottesdienste wieder zum Taktgeber für menschliche Tiefe und Ästhetik, Schönem und Kunstvollem werden, inmitten einer zunehmend sich banalisierenden Umwelt? All dies beschäftigt mich.

Andreas Werner,
Pfarrer in Mellrichstadt

Senkrecht-von-Oben-Theologie

Noch vom Hören der Matthäuspassion aufgewühlt, war ich gespannt auf die diesjährigen Karfreitagsaufsätze und -predigten in unserer Kirche. Ergebnis: Vom orthodox-pietistischen Überschwang Bachs ein Fallen ins - Mitmenschliche des Nazareners.

Vom Vikar bis zum Landesbischof zwar ergreifende Ausdeutungen des Tuns, Lassens, Leidens und Sterbens Jesu als Prophet, Heiler, Freund der Armen, Unterdrückten, Ausgebeuteten. Richtig! Und unerlässlich! Aber - dass dieser radikale Menschenfreund auch unser Gottessohn-Christus-Erlöser ist; das zu lesen oder zu hören, darauf hatte ich vergeblich gewartet.

Noch immer ist für mich Luthers Auslegung des Zweiten Glaubensartikels Inbegriff dessen, was die protestantische Tradition als Erlösung bekennt. Eben jenes Innerste des Glaubens an den Dreieinigen Gott: das unbegreiflich-liebende Selbstopfer Gottes für uns sündhaft-verlorene Menschen.

Ist das nicht die wichtigste Botschaft des Karfreitags? Ich aber hörte weder diese klassischen Formulierungen, noch auch nur den Versuch einer für uns Heutige eher verständlichen Neu-Interpretation des Begriffs von Erlösung. Und das wäre so nötig!

Hängt die Not unserer Volkskirche vielleicht auch mit einem allgemeinen Verlust von Sinn für biblisch fundierte Transzendenz zusammen? Wo ist Karl Barths Senkrecht-von-Oben-Theologie geblieben? Bewegt sich unsere Verkündigung des Evangeliums wirklich fast nur noch in der Horizontalen? Vorsicht! Da hat Jesus von Nazareth viele Konkurrenten!

Einmalig und weltenwendend ist Jesus Christus als unser aller Erlöser. Möge es uns theologisch Arbeitenden und Meditierenden bald gelingen, dieses Zentrum unseres Glaubens für die heutige Zeit zurückzugewinnen!

Dieter Helbig, Pfarrer i.R.,
Zirndorf

Bericht



Von der ACREDO zur EKK

Den Verantwortlichen unseres Vereins lag die Sorge um die wirtschaftlichen Möglichkeiten der Pfarrerrinnen und Pfarrer schon früh am Herzen. Umso mehr, als Besoldung und Versorgung auch in früheren Jahren mancher Unterstützung bedurften. So hat man klugerweise schon in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts einen Wirtschaftsverband als Genossenschaft gegründet, aus dem dann eine Kirchenbank, die Spar- und Kreditbank, später ACREDO Bank, hervorging.

Als 2005 diese kleine Bank nicht mehr allein lebensfähig war, war das Interesse der Vereins hoch, die Unterstützung der Mitglieder nicht irgendeiner Bank anzuvertrauen. Das Modell »Kirchenbank« sollte erhalten bleiben. Damit wurde dem Wunsch Ausdruck verliehen, dass auch im wirtschaftlichen Handeln christlich-ethische Grundsätze Geltung behalten können. Die Entscheidung, sich unter das Dach der EKK zu begeben, war die Folge. Interesse des Vereins ist denn auch heute noch die Frage, ob sich die Idee einer Vereinbarkeit von Ethik und Wirtschaft heute noch verwirklichen lassen kann.

EKK: eine nachhaltige, ethisch wirtschaftende Bank

Gerade vor dem Hintergrund der letzten Finanzkrise fragen sich viele: Ethik und

Wirtschaft sind das nicht eher Gegensätze? Doch muss es sich hierbei um keinen Gegensatz handeln vielmehr darf es kein Gegensatz sein: Mit ökonomischer Effizienz allein kann man kein Unternehmen führen. Werte wie Respekt, Integrität und Vertrauen sind wesentliche Voraussetzungen für einen nachhaltigen Unternehmenserfolg. Ohne sie wird es auf Dauer weder zufriedene Kunden und Geschäftspartner noch motivierte Mitarbeiter geben können.

Seit Ausbruch der Finanzkrise wird öffentlich über die Moral der Märkte gestritten. Es werden Fragen gestellt nach den sozialen Folgen von Managemententscheidungen, nach der Verantwortung von Unternehmen und danach, ob man auf Kosten anderer seine Profite maximieren darf. Die Sehnsucht der Menschen nach einer anderen Art von Wirtschaft wird immer größer. »Vertrauen« ist hierbei ein wichtiges Schlagwort. Jörg Asmussen, EZB-Direktoriumsmitglied, sagte hierzu in einer Rede vor Bankern: »Ich glaube, was die Menschen eint, ist: Sie trauen ihnen nicht mehr.« Die Finanzkrise hat Fragen der Ethik stärker in den Fokus gerückt. Seither ist das allgemeine Vertrauen in Banken stark zurückgegangen, Kunden trauen Banken nicht mehr; selbst manche Banken trauen sich nicht mehr untereinander. Am Geld- und Kapitalmarkt geht es weiterhin turbulent zu. Doch die Finanzkrise kann auch als Chance begriffen werden, wenn aus ihr die richtigen Lehren gezogen werden von der Wirtschaft und von den Kunden. Denn auch die müssen lernen, dass hohe Renditen nur möglich sind, wenn man bereit ist, ein erhöhtes Risiko einzugehen.

Nachhaltiges Geschäftsmodell als Antwort

Die Evangelische Kreditgenossenschaft eG (EKK) ist als genossenschaftliche evangelische Kirchenbank zu einer überzeugenden Alternative für Kunden geworden. Dass die Bank nicht von der Finanzkrise betroffen war und ist, liegt an der soliden, nachhaltigen Geschäftspolitik des Kreditinstituts. Die nachhaltige Ausrichtung der Bank ist bereits in ihrer Gründungsurkunde von 1969 festgehalten und wurde 2011 durch die anspruchsvollste europäische Nachhaltigkeitszertifizierung EMASplus gekrönt. Dieser ausgezeichnete Nachhaltigkeitsstandard dient zur konkreten Umsetzung des CSR-Konzepts (Corporate Social Responsibility) und ist kompatibel

mit der internationalen ISO-Richtlinie 26000 zur gesellschaftlichen Unternehmensverantwortung. Die Zertifizierung nach EMASplus enthält zusätzlich als integrale Bestandteile die Zertifizierung nach der ISO 14001:2004 (Umweltmanagement), die Zertifizierung nach der ISO 9001:2008 (Qualitätsmanagement) sowie die Validierung nach EMAS (Eco-Management and Audit Scheme).

Die EKK ist an einer langfristigen, vertrauensvollen Partnerschaft mit ihren Kunden und Mitgliedern interessiert, nicht an kurzfristiger Gewinnmaximierung. Zur nachhaltigen Geschäftspolitik der Bank gehört es, Ethik im täglichen Bankgeschäft umzusetzen. Dadurch verpflichtet sie sich durch ihr Versprechen, eine Bank mit christlichen Werten zu sein. Als genossenschaftlich organisierte Kirchenbank trägt die Bank Verantwortung für ihre Mitglieder und Kunden. Dieser Verantwortung kommt sie durch ihr nachhaltiges Geschäftsmodell nach, das sich an christlichen Werten orientiert. Das beinhaltet einen ehrlichen, glaubwürdigen, verlässlichen, offenen und respektvollen Umgang miteinander. Der EKK ist es wichtig, durch eine werthaltige, nachhaltige Geschäftspolitik und eine auf die Interessen der Kunden und Mitglieder zugeschnittene Strategie langfristiges Vertrauen aufzubauen. Als erste deutsche Kirchenbank hat sie sich dem Corporate Governance Kodex des Deutschen Genossenschafts- und Raiffeisenverbandes e. V. unterworfen. Dieser dient der Transparenz, stellt gesetzliche Vorschriften zur Leitung und Überwachung von Genossenschaften dar und erhält anerkannte Standards einer verantwortungsvollen Unternehmensführung.

Verantwortungsvoller Umgang mit dem anvertrauten Geld

Für die EKK drücken sich christliche Werte besonders im Bestreben aus, Nachhaltigkeit mit den drei Säulen der ökonomischen, ökologischen und sozial-ethischen Verantwortung in der Bank langfristig zu verankern. Ein nachhaltiger Finanzmarkt ist auf das Leitbild des »hehrbaren (Bank-)Kaufmanns« angewiesen. Ihm kann der Kunde vertrauen. Vertrauen hängt stets auch mit Verantwortung zusammen. Unternehmen, für die ethisches Handeln nicht nur eine Floskel ist, übernehmen in ihrem Bereich des Möglichen Verantwortung für ihre Kunden, ihre Mitarbeiter und auch für Gottes Schöpfung. So achtet

die EKK z. B. bei der Anlage von Geldern auf die Einhaltung ökologischer und sozial-ethischer Standards sowie auf die Wahrung der Menschenrechte durch die Emittenten. Dies wird mit dem EKK-Nachhaltigkeitsfilter ermöglicht. Hierdurch wird sichergestellt, dass die Investments der Bank sozial verträglich, ökologisch und generationengerecht erfolgen.

Als eine der ersten deutschen Banken hat die EKK bereits 1991 mit der Auflegung des Öko-Aktienfonds eine Vorreiterrolle bei nachhaltigen Geldanlagen

übernommen. Dieser Fonds beinhaltet Aktien innovativer Ökopioniere und vorbildlicher Ökoleader. Darüber hinaus hat die EKK unterschiedliche Nachhaltigkeitsfonds in den Anlageklassen Aktien, Renten und Mischformen aufgelegt. Dass nachhaltige Anlagekriterien und eine gute Performance kein Widerspruch sind, beweisen die Fonds der KCD-Fondsfamilie, die schon mehrmals ausgezeichnet wurden. Die Bezeichnung »KCD« steht dabei für Kirche, Caritas und Diakonie, denn diese Fonds wurden speziell für Anleger aus diesem Umfeld aufgelegt.

Liebe Leserin, lieber Leser!

»Aut aliud« heißt auf Rezepten: Dieses Medikament oder ein gleichwertiges. Das heißt, je nach Sichtweise: Ein billigeres (so wird es die Versicherung sehen) oder das der Firma, die man schon kennt, selbst, wenn es teurer ist (so sieht es mancher Patient).

Seit Neuestem lesen wir Ähnliches auch in Ausschreibungen, jedenfalls singgemäß: Da wird die Wohnung, das Haus beschrieben »vorbehaltlich Ergebnis der Baufallschätzung«. Wenn die zu hoch ausfällt, was dann? »Aut alia (domus)«? Ein anderes Haus, eine Wohnung, ein »geflicktes« Pfarrhaus (wie früher), Befreiung von der Dienstwohnungspflicht, von der Residenzpflicht – was denn? Kann man sich, wenn alles das ungeklärt ist, auf so eine Stelle bewerben? Oder auch nur unter dem Vorbehalt »aut alia« (sedes) oder, wenn man die Stelle übertragen bekommen hat, mit der Anmerkung »Vorbehaltlich Ergebnis der Baufallschätzung«?

Es sind nur wenige der Angaben in einer Ausschreibung, die darüber entscheiden, ob man gleich weiterblättert oder genauer liest. Das Pfarrhaus, die Wohnung gehört dazu. Mag ja sein, man sollte den Auftrag und die Beschreibung der Gemeinde wichtiger nehmen als alles – aber wenn man die Kinder nicht unterbringt – was hilft dann die schönste Stelle? Dass sie einen Wundermenschen erwarten und eine/n Pfarrer/in bekommen, wissen sie ohnehin. Auf die Beschreibung von Kompetenzen, die zur Berufseignung nötig sind, könnte man auch verzichten – wo ich wohne, ist sehr unterschiedlich, auch, ob ich mich auf

einen zweiten Umzug einlassen will. Den Gremien, die solche Texte verfassen, darf man das sicher nicht sagen, auch, wenn manche schon beim Bewerbungsgespräch vergessen zu haben scheinen, was sie eigentlich wollten, weil nur noch Kinder, Trompete blasen oder die mitarbeitende Pfarrfrau wichtig scheinen.

»Aut alia« (domus): Wenn Pfarrer/in das früher gewollt hat, weil man, alleine auf 160 m², sich unwohl fühlte, ging es nicht. Großfamilien bekamen zu hören, dass man sich eben auf Stellen mit entsprechenden Häusern bewerben solle. Nun aber ist das Geld knapp und PfarrerIn soll sich auf ein Abenteuer einlassen und die Familie soll auch noch mitmachen: Was wird denn herauskommen bei der Baufallschätzung und wenn es nicht dieses Haus ist, welches dann? Ich denke, wir müssen auch unsere Zusagen auf die Stelle unter Vorbehalt machen oder »not aliud« (genauer: non alia) sagen, ehe wir uns bewerben. Und Kirchenleitung sollte wenigstens einen Handlungsrahmen aufmachen, wie im Fall der negativen Entscheidung weiter verfahren werden soll. Warum man die Notwendigkeit einer Sanierung erst erkennt, wenn die Wohnung leer ist, wird mir nie einleuchten. Die entscheidet sich eher selten durch den Schimmel hinter der Wohnwand. Manchmal reicht ein Blick in die Akten und ein gutes Gedächtnis: Was hat man doch beim letzten Mal aufgeschoben, weil man grade kein Geld hatte: »Hält noch ein paar Jahre...«?

Ihr Martin Ost

EKK ist TOP Arbeitgeber Deutschland/Mittelstand 2013

Dass die EKK zudem einen vorbildlichen Umgang mit ihren Mitarbeitern pflegt, wurde der Bank nun auch von offizieller Seite bestätigt: Das CRF Institute, Spezialist internationaler Personalmanagementstudien, zeichnete kürzlich die EKK als »Top Arbeitgeber Deutschland/Mittelstand 2013« aus. Die Kirchenbank überzeugte besonders in den Kategorien Benefits, Kommunikationskanäle, flexible Arbeitszeitmodelle sowie Mitarbeiter-Entwicklungsprogramme. Die EKK beschäftigt deutschlandweit durchschnittlich 219 Vollzeitkräfte, 85 Teilzeitkräfte sowie 13 Auszubildende. Die Ergebnisse einer in 2012 intern durchgeführten anonymen Mitarbeiterbefragung bestätigen ebenfalls die externe Auszeichnung als Top Arbeitgeber Deutschland/Mittelstand 2013. Hier ist über alle abgefragten Themenbereiche eine hohe Zustimmung der Mitarbeiter erkennbar gewesen. Besonders bezüglich der Identifikation mit dem Leitbild und der Unternehmensphilosophie, der Wahrnehmung des sozial-ethischen Engagements der EKK und der Mitarbeitermotivation zeigten sich erfreulich hohe Werte. Dies steht in einem engen Zusammenhang mit flexiblen Arbeitszeiten, familienfreundlichen Arbeitsbedingungen sowie der Möglichkeit, vorhandene Fähigkeiten am Arbeitsplatz gezielt einsetzen zu können.

Wenn Sie mehr über die EKK erfahren wollen, finden Sie im Internet unter www.ekk.de.

*Uwe Bernd Ahrens,
Pfarrer in Kitzingen*

Ankündigungen



Studienzentrum Josefstal

■ Bibliolog Aufbaukurse

(Voraussetzung zur Teilnahme an einem Aufbaukurs ist ein abgeschlossener Grundkurs)

»Encounter« Begegnungen bibliologisch gestalten

19. – 21. 6.

Ort: Studienzentrum Josefstal

Leitung: Rainer Brandt, Gerborg Drescher

Arbeit mit Objekten

30. 9. bis 2. 10.

Ort: Studienzentrum Josefstal

Leitung: Rainer Brandt, Jens Uhlendorf

Kosten je Aufbaukurs: 197,00 € incl. VP im EZ

Anmeldung: Studienzentrum Josefstal e.V., Ausrachstr. 5, 83727 Schliersee,

Tel.: 08026 – 97 56 -0, Fax: 08026 – 97 56 -50

eMail: studienzentrum@josefstal.de

AEEB

■ Fernstudium Erwachsenenbildung

Orientierungstage zum Kennenlernen der Inhalte und Arbeitsformen:

12. Oktober 2013 in München oder

19. Oktober 2013 in Nürnberg

Erst danach entscheiden Sie, ob Sie am Fernstudium teilnehmen wollen.

Durchführungszeitraum des Fernstudiums: Januar 2014 bis Juli 2015

Durch das »Fernstudium Erwachsenenbildung« erwerben Sie eine Zusatzqualifikation für die Bildungsarbeit mit Erwachsenen: berufs begleitend, praxisbezogen, von der Evang.-Luth. Kirche in Bayern, von Institutionen Evangelischer Erwachsenenbildung und darüber hinaus anerkannt.

Inhalte:

- Kommunikation
- Lernprozesse von und mit Erwachsenen anstoßen und begleiten
- zielgerichteter Methodeneinsatz
- moderieren, präsentieren und visualisieren
- Veranstaltungsplanung
- neue Formate der Erwachsenenbildung
- Biografarbeit, Kulturelle Bildung, Spiritualität und interreligiöse Kompetenz, Gesundheitsbildung
- Chancen der Erwachsenenbildung in Gesellschaft und Kirche

Sie sind ganz herzlich eingeladen, wenn Sie haupt-, neben- oder ehrenamtlich mit Erwachsenen in Gruppen und Teams arbeiten: in Einrichtungen der Erwachsenen- und Jugendbildung, in der Gemeinde, z. B. mit Frauen, Männern, Senioren und jungen Familien, in Verbänden und Initiativen oder anderen Berufen. **Anmeldung** zu den Orientierungstagen und weitere Informationen zum Fernstudium: AE-EB-Landesstelle Herzog-Wilhelm-Str. 24 80331 München Tel. 089 – 5 43 44 77 -0, Fax: 089 – 5 43 44 77 -25 E-Mail: landesstelle@aeeb.de

Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg

■ Religionen – Riten – Gottesbilder:

Das Judentum

05.07. (18.00 Uhr) – 07.07. (13.00 Uhr)

Anhand biblischer Texte und erklärender Literatur werden sich Interessierte mit den Besonderheiten des Judentums beschäftigen. Es geht um Glaubensvorstellungen und Entwicklungen, jüdische Riten und Feste.

Leitung: Pfrin. Beatrix Kempe

■ Studienreise zur Kathedrale von Chartres

in Kooperation mit dem Evang. Bildungswerk Tirol

13.10.13 (17.00 Uhr) – 19.10.13 (17.00 Uhr)

Die Kathedrale von Chartres ist einer der geheimnisvollsten und schönsten Orte der Welt. Ihr plastischer Schmuck sowie nahezu alle 176 Fenster sind fast unversehrt erhalten. Wie keine andere Kathedrale kann daher die Kathedrale Notre-Dame-de-Chartres die Atmosphäre der Hochgotik vermitteln. Die Teilnehmer der Studienreise werden das berühmte Labyrinth begeben, in die wundersame Symbolik eintauchen und die beeindruckenden Glasfenster sehen. Vorträge, besondere Führungen, geistliche Impulse, sowie Begegnungen mit Helge Burggrave (Komponist und Musiker) und Wolfgang Larcher (bedeutendster deutscher Kunstkenner der Kathedrale) sind Teil dieser Woche. Ausführlicher Flyer erhältlich. Eine frühzeitige Anmeldung empfiehlt sich. Anmeldeschluss ist der 30.06.13. Leitung: Mag. Gernot Candolini, Labyrinth-Bauer, Autor, Universitätsdozent für Montessoripädagogik in Innsbruck

Postvertriebsstück
Dt. Post AG
Entgelt bezahlt

Pfarrer- und
Pfarrerinnenverein
Mainbrücke 16,
96264 Altenkunstadt

Freud & Leid

aus unseren Pfarrhäusern

Geboren:

Anuuk Bo Battermann, 2. Kind von Tanja Stiehl und am 22.4. in München

Gestorben sind:

Richard Simon, 87 Jahre, zuletzt in Osternohe, am 30.3. in Nürnberg (Witwe: Sieglinde)

Paul Zehender, 100 Jahre, zuletzt in Unterpfaffenhofen-Germering, am 11.4. in Roth

Ausblick:

■ **Als Ehrenamtliche Andachten halten**

11.10.13 (18.00 Uhr) – 13.10.13 (13.00 Uhr)
Leitung: Pfr. Christoph Seyler

Frauenseminar

■ **»Vergeben und vergessen???**

Wie alte Wunden heilen können.
Sa, 19.10.13, 09.30 – 16.30 Uhr
Leitung: Heilpraktikerin Erika Vorlauffer

Anmeldung und Information: Evangelisches Bildungszentrum Hesselberg, Hesselbergstr. 26, 91726 Gerolfingen; Telefon: 09854 - 10-0; Fax: 09854 - 10-50; E-Mail: info@ebz-hesselberg.de;

Tagungszentrum Bad Alexandersbad

■ **Muslimen begegnen**

Den Islam in der Begegnung kennenlernen
12. – 14.7.

Leitung: Andreas Beneker, Dr. Rainer Oechslen

■ **»Shalom Europa«**

Studienfahrt zum neuen jüdischen Gemeinde- und Kulturzentrum in Würzburg
14.07., 8.00 Uhr bis 20.00 Uhr

Leitung: Martin Becher, EBZ Alexandersbad

Referent: Dr. Josef Schuster, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde Würzburg und Unterfranken

■ **Der Stoff, aus dem mein Leben ist**
Werkstatt „Biographisches Schreiben“

20.-21.7.

Leitung: Dr. Joachim Twisselmann, Dr. Simone Richter, Literaturwissenschaftlerin

Anmeldung: Evangelisches Bildungs- und Tagungszentrum, Markgrafenstr. 34, 95680 Bad Alexandersbad, Tel. 09232 99 39 12, info@ebz-alexandersbad.de

Arbeitskreis Bekennender Christen in Bayern (ABC)

■ **Kirche und Politik**

22. 6., 9.30 – 12.30 Uhr

CVJM-Haus, Kornmarkt 6, 90402 Nürnberg (Nähe Hauptbahnhof)

Wie politisch darf, wie politisch soll Kirche sein?

Letzte Meldung

»Die Mönche gelobten Armut, Gehorsam und Unehelichkeit.«

aus: Schulunterricht

Um diese Frage geht es bei einem Studientag des ABC Bayern. Impulse dazu kommen von Dr. Christian Herrmann (Autor des Buchs „Gott und Politik. Eine Einführung in politische Ethik“) und Pfr. Hans-Hermann Münch, der sich mit dem Begriff der »Öffentlichen Theologie« beschäftigt hat. Der Eintritt ist frei.

Anmeldung: Till Roth, Tel. 09574 - 43 15 bzw. info@abc-bayern.de

Bitte

Um einen guten Mitgliederservice zu gewährleisten, bitten wir alle Mitglieder, **Adressänderungen sowie Änderungen Ihres Dienstverhältnisses** rasch weiter zu geben an:
Pfarrer- und Pfarrerinnenverein
in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern
Mainbrücke 16
96264 Altenkunstadt
Tel.: 09572 / 79 05 00
Fax: 09572 / 79 05 01
rix@pfarrerverein.de

Impressum

Schriftleitung: Martin Ost, Kirchplatz 3, 97348 Markt Einersheim, Tel. 0 93 26/9 99 80, Fax 9 99 82, eMail: Martin.Ost@t-online.de in Gemeinschaft mit Karin Deter (Erlangen), Monika Siebert-Vogt (Schwanstetten), Bernd Seufert (Nürnberg).
Erscheint 11 mal im Jahr (außer September) jeweils zum Monatsanfang.
Den Text finden Sie auch auf der Internetseite www.pfarrverein-bayern.de
Redaktionsschluss ist der 15. des Vormonats.

Anzeigen und Druck: Schneider Druck GmbH, Erlbacher Straße 102-104, 91541 Rothenburg o.d.T., Tel.: 09861- 400 -135, Fax.: 09861 - 400 -154.
Bezug: Der Bezugspreis beträgt vierteljährlich 4,60 Euro einschließlich Postzustellgebühr. Bestellung über den Pfarrer- und Pfarrerinnenverein in Bayern. Änderungen der ständigen Anschrift (bei Wechsel der Wohnung) – auch von Mitgliedern des Pfarrer- und Pfarrerinnenvereins – sind zu richten an den **Herausgeber:** Pfarrer/innenverein in der Evang.-Luth. Kirche in Bayern e.V., Pfarrer Klaus Weber, Mainbrücke 16, 96 264 Altenkunstadt, Telefon 0 95 72/79 05 00, Fax 79 05 01, e-Mail: info@pfarrerverein.de